

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Das klassische Ideal

Horneffer, Ernst

Leipzig, 1906

VII. Krankheiten des Willens

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3885](http://urn:nbn:de:hbz:468-1-3885)

## VII.

# KRANKHEITEN DES WILLENS.

Versuch über das moderne Problem.

So mannigfach die Anzeichen sind, daß eine kräftige, selbstsichere Generation im Heranwachsen ist, so wenig läßt sich doch erkennen, daß hemmende und zerstörende Mächte aller Art einen immer weiteren Boden sich erobern. Man mag sich heute wenden, nach welcher Seite man will, überall trifft man Spuren ruinierten oder geschwächten Lebens, und sucht man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so stößt man, wenn man sorgfältig genug beobachtet, überall auf gewisse Krankheitsformen. Zwei Symptome treten am häufigsten auf, Mangel an Willenskraft und Mangel an Instinkt. Auf allen Gebieten, in der Kunst, Wissenschaft und Philosophie ebenso wie im praktischen Leben machen sie sich bemerkbar und setzen sich oft gerade bei den schönsten und hoffnungsvollsten Naturen fest, so wie Ungeziefer und Diebe die besten Früchte sich aussuchen. Es wäre an der Zeit, sich einmal klar zu machen, was hier eigentlich vorgeht, ob es sich um einen notwendigen Prozeß handelt, dem man ruhig zusehen muß, oder ob Umstände die Schuld tragen, die vielleicht zu beseitigen sind, gegen die es vielleicht Schutz- und Gegenmaßregeln gibt. Gewiß sind zu allen Zeiten Willenschwäche und Instinktunsicherheit vorhanden gewesen und haben großen Schaden angerichtet; aber wohl niemals ist so deutlich erkennbar gewesen und erkannt worden, daß gewisse Einflüsse

unter Umständen den Prozentsatz der untüchtigen und den Hemmungen erliegenden Elemente unnatürlich erhöhen.

Will man gründlich zu Werke gehen, so muß man sich tief ins philosophische Feld hineinbegeben und eine Untersuchung über die Grundlagen der menschlichen Entwicklung im ganzen anstellen, wobei besonders die pathologischen Voraussetzungen und lebenzerstörenden Abirrungen zu berücksichtigen wären. Man muß den Begriff Wille und den Begriff Krankheit definieren und muß feststellen, daß die Frage, ob Willenskraft und Leistungsfähigkeit wünschenswert und der Willensschwäche und Beschaulichkeit vorzuziehen sei, durch theoretische Erwägungen nicht entschieden wird. Man müßte ferner fragen, ob mit wachsender Kultur die ersten notwendig sich verringern, ob Einfachheit und Kultur notwendig Gegensätze sind und wie man sich mit dem Problem abzufinden habe, das die Steigerung der Kulturaufgaben und -Ziele einerseits und die nicht abzuleugnende Tendenz zum Nachlassen der Willenskraft andererseits stellt. Dazu kämen weitere anthropologische und psychiatrische Fragen, die hier aber sämtlich übergangen werden müssen. Ich bin nicht imstande sie zu beantworten und ein kurzer Aufsatz ist für ihre Besprechung nicht hinreichend. Wir bleiben daher unphilosophisch, vermeiden Facherörterungen und Fachausdrücke und begnügen uns mit einer einfachen Beschreibung unseres gegenwärtigen Lebens, wie es sich ausnimmt, wenn man seine Haupterscheinungen vom Gesichtspunkt der Willensschwäche und Instinktunsicherheit aus prüft. Wenn es mir gelingt, Klarheit über diesen oder jenen Fall zu schaffen und gar eine geringe Aussicht auf Beserung und Heilung zu eröffnen, so haben meine Betrachtungen ihren Zweck erfüllt.

## I.

Ich sehe schöne Greise, die im Herbst ihrer Kultur stehen. Sie sind alt geworden nicht bloß durch Jahre, was leicht ist, sondern durch Resultate des Lebens, was schwer und nur von wenigen Menschen und Epochen erreicht worden ist. Sie sind

müde und haben das Recht dazu; ihre Existenz erfüllt sich in der Kunst des schönen Nichtstuns. Die Kultur gewinnt durch sie, obwohl sie nicht mitarbeiten; ihre epikurische Vollkommenheit, ihre Einheitlichkeit und Sicherheit ist durch sich selbst wertvoll. In Deutschland findet man selten solche Menschen; denn die Deutschen sind kein altes Volk, zumal nicht an geistiger Bildung. Reife äußere Bildung mag häufiger sein, z. B. bei dem Geburtsadel. Auch sie ist von hohem Kulturwert und eine fast notwendige Vorbedingung der inneren, so ungern man das heute auch zugibt. Man schätzt gute Verkehrsformen gering und findet es, namentlich in Süddeutschland, besonders rühmenswert, wenn jemand das Kunststück fertig bringt, innere Kultur mit rohen Manieren und Lebensgewohnheiten zu vereinigen. Die geringen Erfolge bei uns aber auf dem Gebiete der Kultur überhaupt sind vorzugsweise dieser falschen Auffassung zuzuschreiben. Mir scheint, der tüchtige Barbar, der auf die Kultur eindringt, kann und soll von den äußeren Feinheiten der Spätlinge ebenso lernen, wie von den geistigen Erzeugnissen überreifer Zeiten.

Ich sehe junge Greise, die vor der Zeit alt und müde geworden sind, sei es durch Krankheit, sei es durch fehlerhafte Bildung ihrer Natur. Sie sind nicht schön, nicht aus einem Gusse und, wenn nicht einzelne Kräfte und Anlagen ihres Wesens intakt geblieben sind, in der Regel auch wertlos. Die Lähmung des handelnden Menschen ist bei ihnen entweder eine vollkommene, — dann können sie nur Wert haben, insofern sie bruchstückweise oder nach Art der Treibhauspflanzen Kulturresultate aufweisen; oder sie sind nur teilweise gelähmt, die Kraft des Willens ist verringert und entlädt sich auf anormale Weise. Diese zweite Art Mensch ist bei uns sehr häufig und in so viel verschiedenen Typen vorhanden, daß ich nicht annähernd alle beschreiben kann, selbst wenn sie mir alle bekannt wären.

Meist unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von den natürlichen Greisen dadurch, daß sie wollen, immerfort wollen, große und hohe Ziele haben und mit Vorliebe von ihnen reden, während jene dem Wollen abgesagt haben. Die Kraft aber, ihre Absichten zu verwirklichen, ja auch nur sich ihnen zu nähern, fehlt. Sie kämpfen mit sich, oft heftig und schmerzlich, aber es ist ein hoffnungsloser und siegloser Kampf. Immer bleibt die Schwäche in der Übermacht und verhindert die Tat, das erlösende Zeichen der Gesundheit des Willens. Es braucht sich nicht um

große Taten zu handeln; der tragische Konflikt pflegt bis in die kleinsten Dinge des Lebens hinunter zu gehen. Sie sind selten heiter und glücklich, wie sich leicht abnehmen läßt; denn dazu ist ein Gleichmaß der Natur erforderlich, das sie kaum besitzen können. Vielmehr neigen sie zu einer ungünstigen Beurteilung des Lebens und der Welt und sind je nach ihrem Temperament auf lärmende oder stille, auf heroische oder larmoyante Weise unglücklich. Ihr Verhältnis zu sich selber ist ein verschiedenes. Einige wissen, wie es mit ihnen steht, und finden sich darein, andere sind Idealisten in dem Sinne, wie Nietzsche einmal definiert hat: der Idealist ist ein Wesen, das Gründe hat, über sich unklar zu sein und klug genug ist, sich auch über diese Gründe noch unklar zu sein. Sie wollen die Wahrheit über sich nicht wissen, in dem richtigen Gefühl, daß sie nicht angenehm wäre; nach angenehmen, nach erhebenden und ihr Selbstgefühl stärkenden Erfahrungen aber haben sie ein unbedingtes Bedürfnis. Sie wissen mit erforderischer Feinheit vor sich selber und vor anderen ihr Wesen zu verschleiern und ins Gute, Tüchtige umzudeuten und verwenden den Rest ihrer Kraft, statt auf Leistungen, darauf, diese Täuschung zu erhalten. So sind sie überzeugt von ihrem Wert und ihrer Vortrefflichkeit, während sie vielleicht das unwürdigste Schmarotzerdasein führen. Sie vermeiden überhaupt, sich über die Motive des menschlichen Handelns zu unterrichten, lieben die Moral und Religion, nicht die Physiologie und Psychologie, und sind entrüstet, wenn man gegen ideale Regungen skeptisch ist. Die Lebenslügen sind ihnen notwendig und müssen auf alle Fälle dann erhalten, ja befestigt werden, wenn sie Leistungen hervorrufen oder möglich machen. Denn daß jemand sich nützlich macht, ist wichtiger, als daß er richtige Meinungen hat. Man kann sagen und hat es schon gesagt, daß das Verhältnis eines Menschen zur Wahrheit sich nach dem Maße seiner Kraft bestimmt. Inwiefern der Starke vor der Wahrheit an sich keinen Respekt hat, im Gegensatz zum Schwachen, der sichere und konstante Größen wünscht, lese man bei Nietzsche nach. Im übrigen liebt der Starke die Wahrheit und erträgt es, alle Dinge, ihn selbst eingeschlossen, in ihrer einfachen Nacktheit zu sehen, weil er alle Häßlichkeiten und Schwächen auszugleichen und künstlerisch zu würdigen imstande ist. — Auch die Gegentypen zum Idealisten, der Cyniker und der Zerknirschte, finden sich häufig unter den Willensschwachen.

Sie sehen klar und werden beredt, wenn sie es erzählen, was für Lumpen sie sind. Sie wollen sich erniedrigen und setzen ihre letzten Kräfte dabei ein; wohl deshalb, weil ein Gefühl von Kraft oder doch von Erleichterung dadurch erzeugt wird. Der ehrliche, tief reuige Büßer, der doch keine Kraft hat und oft auch keinen Versuch macht sich zu ändern, ist eine bekannte Figur. Er glaubt durch das Bekenntnis und die Selbstniedrigung gerechtfertigt zu sein. Es ist hierbei gleich, ob es sich um positive oder negative Sünden handelt. Auch der Verbrecher ist in vielen Fällen ein Willenskranker, insofern ihm die Kraft fehlt, über einzelne Triebe Herr zu bleiben oder zu werden und sie in eine förderliche Bahn zu bringen.

Hiermit ist das Hauptsymptom der Willensschwäche bezeichnet: mangelnde Selbstbeherrschung und als deren Folge extreme Lebensführung und Lebensanschauung. Der Schwache ist zügellos in jedem Sinne, er hat nicht Halt und nicht Maß. Die Zügellosigkeit äußert sich nicht immer direkt, sondern manchmal als entgegengesetztes Extrem, als unnatürliche Selbstbeschränkung und Selbstknechtung. Auf theoretischem Gebiet entspricht die Unentschiedenheit und Allseitigkeit des Geschmacks einerseits und die Enge und Ärmlichkeit desselben andererseits. Mitunter findet man beide Extreme bei einer und derselben Person, wodurch dann die seltsamsten Widersprüche entstehen. Widersprüche, Disharmonie in den Eigenschaften und Äußerungen sind selber oft das Zeichen mangelnder Willenskraft; immer aber verringern sie die Leistungsfähigkeit im ganzen, vielleicht zugunsten einer Sonderbegabung. Der Starke ist, so weit er stark ist, einheitlich; er ist außerdem nach keiner Richtung hin extrem, da er sich in der Gewalt und weder nötig hat, die Zügel fallen zu lassen noch sie allzustraff anzuziehen. Wir verfolgen nun, wie sich das Symptom im einzelnen darstellt, beschränken uns dabei auf die häufigsten Formen, wählen der Deutlichkeit halber krasse Fälle und haben nie bestimmte Personen, sondern immer nur Typen im Sinne.

Zunächst käme das Verhalten zur eignen Person in Betracht. Dem Schwachen fehlt es an Selbstzucht; er ist ausschweifend und will es oft sein. Er erstrebt die Leidenschaft und die Wüsteheit an sich und treibt zuweilen einen förmlichen Kultus mit ihnen. Namentlich treffen wir dies bei Künstlern und bei solchen, die es sein möchten. Sie erregen heftige Gefühle nach Möglichkeit

in sich und züchten sie mit allen Mitteln groß. Sie greifen zu Reizmitteln, etwa zum Alkohol, suchen sich von festigenden, mäßigenden Einflüssen frei zu machen, untergraben, was vielleicht noch von Halt (von Philistrosität, nennt man es) in ihnen ist, und betonen und pflegen nur immer, was von Zügellosigkeit (man nennt es Stärke oder Genie) in ihnen ist. So reden sie sich z. B. in die Begeisterung für gewisse Dinge, in den Haß gegen andere, in eine erotische Leidenschaft hinein. Diese Verirrung ist beim Künstler eine naheliegende, fast unvermeidliche; denn er lebt ja von der Emotion, sein Handwerk zwingt ihn, oft und intensiv in erhöhten Lebenszuständen zu verweilen. Es ist natürlich, daß sich daraus eine Neigung zum Exzentrischen ergibt. Will er aber Künstler in einem hohen Sinne bleiben, d. h. auf dem Fundament eines natürlichen Gleichgewichts bauen, so muß er die kompensierenden Kräfte in sich nicht zu töten, sondern zu entwickeln und zu stärken suchen, etwa in der bewunderungswürdigen Art Goethes. Dazu ist freilich nötig, daß er sie von Hause aus besitzt, daß seine Natur nicht ein Haufe herrenloser Triebe ist, sondern ein beherrschendes Willenszentrum hat. Dies pflegt in derartigen Fällen zu fehlen und die Furcht vor Zügelung verrät oft, daß es auch mit der Leidenschaft nicht gar so viel ist; denn wirkliches großes Feuer braucht nicht geschürt zu werden, mangelndes oder zeitweise aussetzendes Lebensgefühl aber verlangt nach Steigerung durch allerhand natürliche oder unnatürliche Reizungen. — Auf der anderen Seite steht die Abtötung der Leidenschaft, die Sehnsucht und Bemühung, das Feuer erloschen zu machen. Auch sie ist ein Symptom der Willenserkrankung, entweder so, daß ein Freigeben der Leidenschaften die Natur zerstören würde, oder so, daß die Ebbe der Lebenskraft Ruhe und Schlaf als normalen Zustand begehrten lehrt. Über diesen Punkt ist vielfach auf das Vortrefflichste gesprochen worden, so daß die kurze Hinweisung genügt.

Zweitens äußert sich das Symptom in dem Grade von Logik im Handeln. Man findet Menschen, und gerade unter den Freunden der Leidenschaft, die von Minute zu Minute leben, ohne einen Schatten von Konsequenz und Berechenbarkeit. Ein Impuls verdrängt den andern, jedem wird blind gefolgt; der Mensch ist die Beute jeder Laune, jedes noch so absurdens oder schädlichen Verlangens. Manchmal sind solche Menschen tätig in dem Sinne, daß sie laufen und außer Atem kommen, aber

nicht in dem Sinne, daß sie etwas zustande bringen. Sie wundern sich dann und klagen über den Mangel an Zeit und die Überlastung mit Arbeit, merken aber nicht, daß ihnen weiter nichts fehlt als die Regelung ihrer Vielgeschäftigkeit durch einen starken Willen. Sie drehen sich im Kreise herum und kommen niemals zur Ruhe und Befriedigung; immer wieder taucht etwas Neues vor ihnen auf, das getan werden muß, bevor noch das Alte fertig ist, und dies Alte scheint falsch angefangen und wird zum zehntenmal anders gewendet und versucht. Der zweite Moment macht zunichte, was der erste erreicht; sie wollen die Frucht ernten, nachdem sie sie eben erst gesät oder bevor sie sie gesät haben, verlangen Trauben im Frühling und Blüten im Winter. Ähnlich ist ihre Art zu genießen. Ihr künstlerischer Geschmack wechselt wie das Wetter. Stetigkeit ist ihnen ein ebenso unverständlicher Begriff wie Tiefe. Sie sind knisterndes Strohfeuer, manchmal amüsant, manchmal lästig, immer von geringer oder gar keiner Leistungsfähigkeit. — Auf der andern Seite ist ein Übermaß und geflissentliches Betonen der Konsequenz im Handeln und Denken nicht minder verräterisch. Wessen Natur im ganzen stetig und logisch ist, der hat nicht nötig, die Konsequenz als Maßstab zu brauchen und als Ideal zu erstreben. Der Schwache fühlt, daß er sich Inkonsistenzen nicht erlauben darf. Manchmal hält er sich dadurch, manchmal aber wird er schrullig und albern und rennt aus Konsequenz ins Wasser, statt über eine nahe Brücke zu gehen.

Drittens wäre zu schildern, wie der Willensschwache sein Verhältnis zu anderen Menschen gestaltet. Auch hier sehen wir Zügellosigkeit in der sogenannten Nächstenliebe einerseits und der Abwehr jeder Verbindung andererseits. Es gibt Nächstenliebe des Starken und des Schwachen, — diese Ausdrücke niemals als Bezeichnungen realer oder auch nur möglicher Personen genommen, sondern als Zusammenfassungen, etwa wie Reiche und Arme, Dicke und Dünne —; der Erfolg unterscheidet sie. Die erste macht den Beschenkten und den Geber reich, die zweite verarmt beide. Wo die Nächstenliebe überhand nimmt, kann man stets auf Mangel an Willenskraft schließen. Der Schwache hat das Bedürfnis, sich für fremde Interessen und Ziele zu verbrauchen, statt mit sich Haus zu halten und das Minimum von Kraft, das er etwa noch zur Verfügung hat, zur Stärkung seiner Person zu verwenden, wodurch er vielleicht in den Stand gesetzt würde, als

Geber sich selber zu bewahren und wertvollere Gaben spenden zu können. Das Treibende ist zuweilen wohl ein ungezügeltes Mitleid, eine krankhafte Empfindlichkeit für fremde Zustände, damit verbunden aber stets der Drang nach Beschäftigung um jeden Preis, nach Steigerung des Lebensgefühls durch nützliche oder nützlich scheinende Äußerungen ihrer Natur. Diese Hilfreichen sind nicht imstande, sich selber eine Tätigkeit zu setzen, so gut sie das Planen und Vorsätze fassen verstehen, und stürzen sich deshalb in fremde Angelegenheiten hinein, die in einem sicheren Kreise sich halten und auch ihnen Festigkeit zu geben versprechen. Hierin liegt ein richtiger Instinkt. Man kann nichts Besseres wünschen, als daß die Menschen nach einem Schwerpunkt außer sich suchen, wenn sie selber kein Zentrum haben. Doch wird in allen Fällen, wo die Willensschwäche schon zu weit vorgeschritten ist, dies Bestreben, durch Dienen nützlich und stark zu werden, durch die Hilfreichen selber vereitelt. Einmal nämlich erhebt sich infolge der Tätigkeit nur allzu schnell das Gefühl des eignen Wollens und Wesens und bereitet dem Helfen und Zusammengehen ein vorzeitiges Ende. Der helfende Nächste will dem andern seine Persönlichkeit aufdrängen und ihn nötigen, auf seine Weise zu handeln und glücklich zu sein, d. h. im Grunde auf beides zu verzichten. Zweitens wirkt diese Unterstützung des schwachen Willens nur eine Zeitlang; die Erschlaffung tritt wieder ein, sowie die fremde Angelegenheit den Reiz des Ungewohnten verloren hat; sie wird vernachlässigt und verdorben wie die eigne. Der Willensschwache übernimmt mit Vorliebe Dinge, denen er nicht gewachsen ist. Im Moment ist sein Kraftgefühl groß und spiegelt ihm das zu Tuende als leicht zu tun und durch den Entschluß schon halb getan vor. Kommt ihm dann das Mißverhältnis zum Bewußtsein, so ist er ebenso flink, die Aufgabe im Stich zu lassen, wie er eifrig war, sie in seine Hände zu bekommen. Natürlich nennt er nicht Erkenntnis der Unfähigkeit als Grund seines Rücktritts, sondern sucht nach einem ihn ehrenden Vorwand. Im Zusammenhange mit der Selbstentäußerung und Sorge für andere steht die Eigentümlichkeit vieler Hilfreichen, daß sie an sich selber keine Freude und kein Genügen finden. Sie suchen beständig nach einer von außen her erwarteten Befriedigung und kleiden ihre Sehnsucht auf die mannigfachste Weise ein. Bald sind es Personen, bald Sachen, bald konkrete, erreichbare Gegenstände, von deren Besitz

sie erhoffen, was ihnen doch niemals zuteil werden kann, bald vage Abstrakta z. B. das Glück, der Friede mit Gott oder dgl. Man hat gesagt, hierin drücke sich eine allgemeine menschliche Eigenschaft aus, und hat sie etwa als Erlösungsbedürfnis bezeichnet. Jeder strebe nach Erlösung seines Ichs und habe sie nötig. Wie weit das zutrifft, kann hier nicht untersucht werden; man müßte weit und tief greifen, um Ursprung und Wert der Erlösungsidee, die heute wie früher eine ungeheuer mächtige ist, überschauen und beurteilen zu können. Gewiß ist, daß niemand, der nur ein wenig Gesundheit sein eigen nennt, sie als beherrschende, das Leben erfüllende Idee empfinden und verherrlichen kann. Der Starke hat keine Sehnsucht nach fremden Herrlichkeiten und unbekannten Hilfskräften; er will seine Natur vollendet, nicht aufgehoben, sein elendes Dasein erfüllt, nicht ausgelöscht sehen. Hiermit ist nicht gesagt, daß sich die Erfüllung an gewissen Punkten nicht durch das Einmünden in ein Höheres vollzöge; sofern man dies Erlösung nennt, wird man Recht tun, die Erlösungsidee als eine notwendige zu bezeichnen. Auf sexuellem Gebiet findet etwas Ähnliches statt: durch ein fremdes Wesen wird eine Auslösung und Befreiung hervorgerufen, die dem Einzelwesen durch sich selbst nicht erreichbar ist. Der Willenskranke ist dafür in erhöhtem Maße empfänglich und sucht nach sexueller Auslösung, oft ohne sie zu finden, als ein unsteter Wanderer. Zweifellos können durch sexuelle, aber auch andere äußere Erfahrungen aus schwachen, sich selbst zerstörenden Individuen tätige, normal arbeitende Lebenselemente werden; es wäre töricht dies deshalb leugnen zu wollen, weil gefühlvolle Herzen es übertrieben und ins Platte gezogen haben. Es wird sich dabei um Fälle handeln, wo eine disharmonische Naturanlage die vorhandenen Kräfte fesselt oder die Willensschwäche durch eine andere heilbare Krankheit hervorgerufen ist. Die fremde Natur gibt dann die Auflösung der Dissonanzen, weil sie konsonanter ist oder eine Art Ergänzung bildet oder ein für sie selber nicht bezeichnendes Verhältnis zu dem Beeinflußten gewinnt. Ähnlich können Ereignisse irgendwelcher Art einwirken. So kommt es vor, daß eine Aufgabe, die jemandem von außen gestellt wird, Kräfte entfesselt, von denen ihr Besitzer nichts wußte, und nutzlos verpuffte oder sich selber aufzehrende Kräfte ins Wohltätige und Wertvolle wendet. Sie schafft dann eine verbindende und leitende Zentralstelle, die bis dahin fehlte. — Auf der anderen Seite

wiederum sind Willenskranke an der Geringschätzung und grundsätzlichen Zurückweisung äußerer Einflüsse kenntlich. Sie wollen allein stehen und bemühen sich, Verbindungen mit anderen Menschen in keinem Sinne einzugehen, die natürlichen aber, die nun einmal jeder hat, so lose als möglich zu gestalten oder ganz abzubrechen. Das ist Armut, falls nicht an die Stelle einzelner Menschen die Allgemeinheit oder eine Aufgabe tritt, die auf irgendeine Weise der Allgemeinheit zugute kommt. Der wirkliche Einsiedler ist ein Kranker, nicht reich genug abgeben, nicht stolz genug empfangen, nicht stark genug Pflichten auf sich nehmen zu können. Grad und Art der Aufnahme- und Abgabefähigkeit entscheiden sowohl über den Reichtum einer Natur als auch über ihren Fonds von Kraft.

Im Zusammenhang mit dem eben besprochenen Punkt ist viertens die extreme Toleranz oder Intoleranz des Willensschwachen zu erwähnen. Der Starke ist tolerant gegen alles, was nicht seine Sphäre kreuzt, was nicht ihn und sein Werk schädigt; er ist es ebenso in Fragen der Kunst und Theorie wie des praktischen Lebens. Er ist aber einseitig und setzt durch, was er als recht erkannt hat, ist also intolerant in dem Sinne, daß er das Falsche nicht gelten und das Schlechte nicht bestehen läßt, daß er sich nicht klein und dünn macht, keinen allseitigen Geschmack entwickelt und niemals Vielleicht denkt und sagt, sobald er Ja oder Nein sagen kann und muß. Vor allem denkt er mehr an sich und sein Wollen als an seine Stellung zu fremden Dingen. Der Schwache ist fast immer vorwiegend negativ und beschäftigt sich mit fremden Angelegenheiten und Leistungen, sei es sie lobend und an sie sich anlehnd, sei es sie tadelnd und verkleinernd. Er ist Kritiker aus Prinzip und Vorliebe und hat oft scharfe Augen für die Mängel anderer; namentlich findet er gern, was er an sich bedauert und verwünscht, bei anderen wieder, denen er sich dann gleich oder überlegen fühlt, obgleich diese neben den Passivis Aktiva haben, die er nicht hat. Er ist von dem produktiven Kritiker stets leicht zu unterscheiden, da dieser fördern und erziehen will und es tut, auch wo er es nicht will, während jener nur feststellen oder hemmen, verspotten, verwirren will. Bei manchen Willenskranken ist die Intoleranz ein Überbleibsel ihrer Kraft, eine letzte Schanze gewissermaßen, die aufs heftigste verteidigt wird, eben weil sie die letzte ist. Es sind dies jene Barbaren, welche die Kultur an sich gezogen hat wie die Kerze

den Nachtfalter. Sie taumeln ins Licht und verbrennen. Soweit sie Kultur haben, sind sie schwach und zugleich tolerant; soweit sie roh sind, sind sie stark und zugleich intolerant. Man weiß nicht, was man wünschen soll: sie blieben in der Dunkelheit oder sie würden ganz kultiviert und entarteten. Sie fühlen diese Halbeheit manchmal selber und suchen sich durch extreme Vorstöße, nach der einen oder nach der andern Seite, aus ihr zu befreien. Da werden denn wüste Orgien mit ausgesuchten Kulturgenüssen gehalten oder in ungerechter Unduldsamkeit alle Kulturgenüsse und Feinheiten beschimpft und weggeworfen. Man soll jedem Bilderstürmer und Ketzerrichter mißtrauen; denn er ist entweder durch das, was er verfolgt, oder durch das, was er auf den Schild hebt, vergiftet und toll gemacht, statt das eine von sich abzutun und das andere sich zu assimilieren.

Nehmen wir alles zusammen, so ist das Resultat immer daselbe, eine Verringerung oder falsche Richtung der Leistungsfähigkeit. Man kann hierbei zwei Arten unterscheiden. Die einen fühlen sich schwach, wie sie es sind; bei den anderen ist die Verringerung der Kraft verbunden mit einer Vergrößerung der Aktionslust. Sie scheinen sich und andern stark und preisen die Kraft als solche. Man kann sie mit Pferden vergleichen, die durch zu große Anstrengung die gefaßte Kraft verloren haben und, ehe sie zusammenbrechen, wilde und mächtige Sätze machen. Der Unkundige hält für ein Zeichen überströmender Stärke und Lust, was letztes verzweifeltes Ringen der unterliegenden Kreatur ist. Manchmal sieht solche scheinbare Überkraft der paralytischen Euphorie zum Verwechseln ähnlich und ist doch wohl eine verwandte Erscheinung. Das Aufhören oder zeitweilige Aussetzen des Ermüdungsgefühls findet sich gar nicht selten dort, wo weiter nichts als das lenkende und moderierende Willenzentrum fehlt oder versagt. Oft sind damit wohl nervöse Krankheitserscheinungen verbunden, aber nötig ist dies nicht (wenigstens können die Symptome dem Laien unmerkbar sein). Eine unnatürliche Verschnellerung des Lebenstemos dagegen ist stets damit verknüpft. Solche Menschen können und wollen nicht warten, weil sie den Begriff der Ruhe, im Sinne von Sammlung und Aufspeicherung der Kräfte, nicht kennen. Sie zehren auf, ohne zu ersetzen und werden immer maßloser und unersättlicher bei ihrem Beginnen, je näher sie ihrem Bankerott kommen. Was sie produzieren, trägt den Charakter der Überstürzung und

Übertreibung an sich. Eine unentrinnbare Macht zwingt sie, jedes Problem, das sie angreifen, jede Wahrheit, die sie finden, jede Tätigkeit, die sie beginnen, ins Extrem und ins Absurde zu führen und dadurch vorzügliche Absichten, Theorien und Entschlüsse ins Schädliche und Unmögliche zu verkehren. Das übermäßige Kraftgefühl, das sie haben, bringt fast unvermeidlich eine Überschätzung ihres Könnens hervor. Sie bemessen ihre Leistungen nach der Höhe der Stimmung, die sie bei der Produktion hatten, nach dem Wonnegefühl, mit dem sie schufen oder unter dem sie wirken. In den meisten Fällen stimmt aber der Erfolg nicht zu diesen Begleitumständen. Eine mittelmäßige Leistung, eine Armseligkeit ist oft alles was zutage kommt. Die mißlungenen und die eingebildeten Genies haben einen Stich ins Komische; denn ein auffälliges Mißverhältnis zwischen dem Glauben an sich und den Leistungen, die ihn begründen, wirkt komisch, gleichviel ob tragische Momente sich hinzugesellen oder nicht. Da die Welt einem solchen Manne natürlich die Verehrung schuldig bleibt, auf die er Anspruch zu haben glaubt, so ist er auf deren Urteil erbittert. Er verachtet es, setzt erfolgreiche Männer herab, baut auf die Nachwelt oder verzichtet auch auf deren Anerkennung, indem er zu dem Schlusse kommt, daß seine Verdienste zu hoch ständen, als daß sie jemals gewürdigt werden könnten. Meist gesteht er freilich dergleichen nur sich selber. In der Menschenverachtung ist, wie ich meine, fast immer ein Korn Schwäche enthalten, da der Starke, wo er kann, zu achten sucht und sich gleich- und unterordnet; der Schwache aber hat, um sein Selbstgefühl bewahren zu können, nötig, sich wenigstens als Verächter über die andern zu stellen, da er es sonst nicht vermag. Deshalb wird Selbstüberschätzung (zu der jeder ungewöhnlich Begabte neigt) und Menschenverachtung (die sich hinzufinden pflegt) niemals ausarten bei solchen, die reale Leistungen aufweisen können; denn diese wirken und wirken zurück. Sie regeln notwendig die Beziehungen zwischen dem Wirkenden und der Welt, wenn auch nicht immer sofort. Der mit Recht Verkannte sucht noch auf eine andere Weise sein Bedürfnis nach Ansehn und Weihrauch zu befriedigen. Er wählt sich ein dankbareres und weniger kritisches Publikum. Da der Weg zu beschwerlich war und die Kräfte nicht ausreichten, ein wirklicher Held zu werden, entschädigt er sich dadurch, daß er etwa ein Held des Salons wird und in kleiner Münze, als geist-

reiche Scherze, Anekdoten u. dgl. ausgibt, was für größere, ganze Leistungen hätte zusammengehalten werden sollen; oder er wird ein Maulheld, der tätigen Leuten Übles anhängt und hohe Politik im Redaktionszimmer oder in der Versammlung macht; oder ein Weiberheld, der sich groß fühlt, wenn viele Weiber zu ihm aufblicken und ihm zu Willen sind; oder ein Wirtshausheld, der großen Mengen Alkohol tapfer standhält. Der Wüstling ist oft nichts als ein mißlungener großer Mann. Er will etwas Besonderes sein, sich auszeichnen vor der Herde, zu der er in der Tat nicht gehört. Da er durch nichts anderes sich hervortun kann, versucht er es durch Wüsttheit, manchmal auch durch wunderliches Gebahren, durch einen absurd Anzug oder andere auffallende Torheiten, die ihn natürlich ebenso tief unter wie entfernt von dem braven Herdentier stellen. Namentlich unter dem zweifelhaften Volk, das um die Kunst herumschwirrt, kann man solche unglücklich-lächerlichen Typen finden. Stets sehen dieselben herab auf fleißige Menschen, die mit Bescheidenheit ihre Pflicht tun und ihr Leben in gleichmäßiger Arbeit nutzen. Auch haben sie zuweilen in der Tat vor diesen ein wertvolles Vermögen voraus (wenn ich von dem Mut absehe, der immer dazu gehört, sein Leben nach eigenem Geschmack zu leben, sei es auch als Landstreicher), das ist die Fähigkeit zu genießen. Menschen, die ihr Leben vertun und um ihr Lebenswerk sich gebracht haben, sind nicht selten reich an subtilen Seelenregungen. Sie haben Zugang zu seltenen Genüssen, zu Schönheiten und Zartheiten des Empfindens, von deren Möglichkeit tüchtige Alltagsmenschen nichts ahnen. Die Leistungsfähigkeit der sensiblen Nerven nimmt nicht mit der der motorischen zugleich ab, vielmehr steigert sie sich oft (vielleicht regelmäßig?). Die Gefühle werden sowohl stärker als auch nuancenreicher. Man kann wahre Genies des Genusses unter den Willensschwachen finden; manche sind für alle Arten der Genüsse in gleicher Weise empfänglich, manche nur für höhere, z. B. künstlerische, manche für gröbere, z. B. sexuelle. Sie pflegen diese Kunst mit Aufwendung ihres Restes von Kraft, erregen, ermüden, befriedigen sich genießend, während der Handelnde sich beim Genießen nicht einsetzt und es nur als Pause und Ausnahme gelten läßt. Insofern läßt sich begreifen, daß große Hedoniker ihr Leben reicher und köstlicher finden als das eines aktiven Menschen und um keinen Preis mit einem solchen tauschen würden. Außerdem ergibt sich wohl, daß der Künstler

verstehen muß, wenigstens auf Momente seine Energie in die Passivität, in Gefühlszustände, statt in Aktionen zu legen. Er muß also wohl zu seinen anderen Eigenschaften auch willenskrank sein; sonst kann er den Genießenden das Material zur Befriedigung des allgemein menschlichen Genußtriebes durch seine Kunst nicht geben, auch kann er Gefühlszustände, namentlich extreme, nicht darstellen. Die Ausschweifung (extreme Ausbildung der Genußfähigkeit ist Ausschweifung) gehört meiner Meinung nach zu den wichtigsten, auch für den Künstler wichtigsten psychologischen Fragen.

Hier müßte nun von der Kunst überhaupt in ihrer Beziehung zur Willensstärke die Rede sein, ein Thema, das ich nur berühren kann. Verzichtet nicht der Künstler und noch mehr der Empfänger auf das Handeln? Ist nicht Kunst eine Abirrung, eine unnatürliche Befriedigung des Aktionsbedürfnisses? Der Künstler setzt sein Wollen nicht direkt in die Tat um, sondern beschreibt oder verkörpert es in einem Kunstwerk, d. h. in einer stilisierten Wiederholung gewisser sichtbarer und hörbarer Eindrücke der äußerer und fühlbarer der inneren Welt. Er stellt ein Bild seines Strebens heraus. Warum handelt er nicht direkt? Geht sein Streben so hoch, daß es in der Realität nur als Idee auftreten kann? Aber darin liegt vielleicht das Eingeständnis einer einseitig ausgebildeten Vorstellungs- und Genußkraft und damit auch einer verringerten Willenskraft. Oder ist er erhaben über das Handeln? Aber das wäre nur eine Umschreibung der Schwäche. Nun sagt man, das künstlerische Schaffen sei eine höhere Art des Handelns, nicht ein Verzicht auf dasselbe. Hiermit muß man zweifellos übereinstimmen und hinzufügen, daß umgekehrt in jedem praktischen Handeln auch ein künstlerisches Moment liegt und dasselbe sich so steigern läßt, daß der Handelnde eben solchen Anspruch auf den Namen eines Künstlers hat, wie dieser auf den eines Handelnden. Das geben hochmütige Künstler nicht gern zu. Man setzt heute oft den Künstler an die Spitze der menschlichen Entwicklung, zeichnet unter den Künstlern noch den Poeten und unter diesen den Dramatiker aus. Es läuft darauf hinaus, daß keine höhere und stärkere Lebensäußerung eines Menschen denkbar sei als die Abfassung eines Theaterstücks. Wenn nun auch jeder Vernünftige weit entfernt sein wird, die künstlerische Tätigkeit im allgemeinen und die dramatische im besonderen gering zu schätzen, so bleibt doch einiges

Bedenkliche an einer solchen Aufstellung. Vor allem dürfte die Meinung irrig sein, daß der Künstler (und, wie einige hinzufügen, der Philosoph) schaffe, der Mensch des praktischen Lebens aber nicht. Wenn das Kunstwerk und das philosophische System eine Schöpfung (d. h. eine Organisierung chaotischer Elemente oder eine Bereicherung der vorhandenen Daseinselemente) ist, so ist es jede Handlung ebenso. In jeder, auch der kleinsten Handlung wiederholt sich der Schöpfungsakt; es wird etwas Neues geboren. Nur der Wert des Entstehenden kann in Frage kommen. Vielleicht wirkt aber der Künstler weiter und tiefer, als es dem Handelnden jemals möglich ist? Das scheint unbestreitbar, obgleich sich doch auch manches einwenden läßt. — Doch ziehe ich es vor, mich nicht weiter auf dies schlüpfrige Gebiet zu wagen, sondern mit der Andeutung der Schwierigkeiten, die mir aufgefallen sind, mich zufrieden zu geben. Gewiß sind andere eher imstande als ich sie zu lösen.

An vielen Künstlern sowie an andern tätigen Mitgliedern einer Kultur kann man bemerken, daß unter Umständen gewisse Kräfte einer Natur von den zentralen seelischen Funktionen unabhängig sind, wenn man mir eine so vage Ausdrucksweise nachsehen will. Letztere sind nicht mehr in Ordnung, versehen ihren Dienst mangelhaft oder nur mit äußerer Nachhilfe; aber die ersten sind gesund und bringen, vielleicht durch Vererbung gesteigert, bewundernswerte Leistungen hervor. Man denke, um einen beliebigen Typus herauszugreifen, an den Goetheschen Tasso. Er ist ein nicht lebensfähiger Mensch, weiß mit den einfachsten Dingen des Lebens nicht fertig zu werden, verdribt sich durch krankhafte Eigentümlichkeiten jede Möglichkeit einer geistlichen Existenz und ist doch ein ganzer Künstler. Die Fähigkeiten des Gesunden: Übersicht, Festigkeit usw., die ihm sonst durchaus fehlen, stellen sich sofort ein, wenn er seinem Gedicht sich gegenüber befindet. So gibt es viele, die zügellos oder schlaff in allem sind, nur in dem einzigen Falle nicht, wo ihr Beruf, der innere oder äußere, in Frage kommt. Sie gleichen einer Violine, auf der drei Saiten gesprungen sind und nur die vierte noch tönt, diese aber mit solcher Schönheit und Intensität, daß man die drei kaum vermißt. So fördern sie wirklich ihr Bestes zutage, vorausgesetzt, daß erstens ihre wertvolle Fähigkeit intakt geblieben ist und nicht eine nebенächliche Eigenschaft, und daß zweitens die entarteten Funktionen den Menschen nicht

zugrunde richten, bevor er sich noch hat ausleben können. In gewissem Sinne kann man sagen, daß wir alle auf diese Art nur teilweise gesund sind. Wir alle sind Spezialisten, bei denen einige Fähigkeiten unnatürlich entwickelt sind und die ganze Kraft für ihre Erhaltung und Steigerung verbrauchen, während andere leer ausgehen und absterben. Daher die Hilflosigkeit und Leistungsunfähigkeit in Lagen, die nicht genau unserer Einseitigkeit entsprechen. Es ist wohl richtig, daß eine solche Verwandlung der Menschen in Rädchen und Partikelchen, die ineinander passen, für die Kultur unerlässlich ist; aber man sollte nicht blind sein für die Gefahr, die eine Lähmung und Entartung wichtiger Lebensfunktionen für den einzelnen und unter Umständen für die Gesamtheit mit sich bringt. Freilich sorgt die Natur dafür, daß zuweit abirrende Typen sich nicht fortpflanzen.

2.

Die zweite Form der Erkrankung ist der Mangel an Instinkt. Auch sie ist Krankheit des Willens; denn der Willensstarke handelt mit Sicherheit nach unmittelbaren und unsichtbaren Maßstäben, nicht auf Grund zweifelnder Berechnung. Natürlich sind hier nur die wichtigsten und umfassendsten Handlungen gemeint, die Richtung einer Natur im ganzen und die aus ihr resultierende Gestaltung des äußeren und inneren Lebens. Hier drängen sich nun wieder philosophische und psychologische Fragen allgemeinerer Art auf, die ich notdürftig zu beantworten mich begnügen muß. Zunächst, was nennen wir denn Instinkt? Etwa: das Kennen und Ausführen der zum Leben notwendigen oder förderlichen Tätigkeiten ohne Vermittlung der Vernunft. Was ist Vernunft? Etwa: die Kraft, mit Hilfe des Bewußtseins und seiner Inhalte und Formen (Erfahrung und Denken) für die Erhaltung und Förderung des Lebens zu wirken. Ferner, wie verhält sie sich zum Instinkt? Darauf antworten die Psychologen: sie ist von Hause aus sein Helfer und Diener, dann zu einer selbständigen Kraft, zu seinem Rivalen und unter Umständen zu seinem

Tyrannen und Zerstörer geworden. Hieran schließt sich die Frage, ob der menschliche Instinkt überhaupt nachläßt oder sich steigert, ob wachsende Kultur sein Gebiet einschränkt oder ausdehnt und was von beiden für die menschliche Entwicklung wünschenswert ist. Dies wird man von dem einen philosophischen Standpunkt aus anders beantworten als von dem andern und jede Beantwortung wird nicht viel mehr enthalten als ein Zeugnis über des Beantworters vitale Veranlagung. Ich wäre geneigt, mich in aller Bescheidenheit so auszusprechen: die Tendenz zum Rückgang des Instinkts ist unverkennbar; er reicht für die höheren Erfordernisse des Lebens nicht aus und unterstützt die komplizierte Natur nicht hinlänglich. Trotzdem scheint die Lebens- und Fortentwicklungsähigkeit menschlicher Kultur davon abzuhängen, daß es gelingt, diesen Rückgang aufzuhalten und dem Instinkt beständig neues Gebiet zu erobern, indem alles vernunftmäßige Erworbene schrittweise in instinktmäßig Geübtes umgewandelt wird. Nur das, was die Rasse auf die Dauer nicht schädigt, sondern sogar lebenstüchtiger macht, wird sich einverleiben und zum Instinkt machen lassen. Eine Epoche wie die heutige, die große Unsicherheit des Instinkts einerseits und viel Doktrinen und Lebensexperimente andererseits zeigt, wird das Resultat nicht einverleibbarer, weil zerstörender geistiger Erwerbungen sein, zugleich aber auch der Schauplatz neuer Entdeckungen und Versuche. Hat sich eine solche Epoche neben dem hohen Stand der Erkenntnis (vornehmlich der Selbsterkenntnis) gewisse grundlegende Instinkte und die erforderliche Aktivität zu bewahren gewußt oder versteht sie, beides sich anzuzüchten unter Zuhilfenahme der Erkenntnis, so sind die oft Verfeindeten, Instinkt und Vernunft, einmal wieder zu ihrem ursprünglichen Verhältnis zurückgekehrt und werden fruchtbare neue Entwicklungsformen gemeinsam schaffen. Hierauf wird später zurückzukommen sein.

Man hat oft zwei Arten Menschen unterschieden, naive und nicht naive, Menschen des Temperaments und Menschen der Reflexion. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß solche Entgegensetzungen nur relative Wahrheit haben, weil sie die unendliche Mannigfaltigkeit der Realität vergewaltigen, ist die Unterscheidung gut und nützlich. Die ersten haben jene unmittelbare Sicherheit des Handelns, die wir als Instinkt bezeichnen. Ist ihre Natur im Gleichgewicht und ihr Temperament durch gesunde

Funktion des zentralen Willens moderiert, so führen sie durch was sie wollen und vermögen dies, weil sie nur wollen, was sich mit Notwendigkeit aus ihrer Natur ergibt, also was sie können. Sie sind Herren ihres Schicksals, soweit es durch das Individuum gemacht wird. Es fehlt ihnen dabei durchaus an Selbstbeurteilung, die sie nicht nötig haben, während sie die Haupttugend des anderen Typus ist, wofür er gelungen und lebensfähig ist. Bei ihm geht das Tun und Empfinden unter Begleitung oder auf Geheiß des Bewußtseins von statten. Für die primitiven Lebensfunktionen zwar, geschlechtliche, Ernährungsfunktionen usw., ist auch bei ihm der Instinkt leitend (wenn nicht, so haben wir es mit einem Fall zu tun, der nicht in unsere Betrachtung gehört); aber bei schwierigeren und komplizierteren Entschlüsse verläßt ihn der Instinkt und an seine Stelle tritt bewußte Vernunft. Ist diese bei einem solchen Reflektierenden hoch und fein entwickelt, so werden theoretische Erwägungen, unterstützt durch praktische Erfahrung bis zu einem gewissen Grade den Instinkt ersetzen. Ist sie es aber nicht, fehlt die vollkommene Besonnenheit und Selbstbeurteilung, so ist der Mensch zwei Gefahren ausgesetzt, erstens daß er sich über sein Wollen, Wissen, Können täuscht und in der Gestaltung und Führung seines Lebens sich vergreift, zweitens daß er unentschlossen und schwankend ist, zur unrechten Zeit bald handelt, bald sich bedenkt. In ihm spricht nicht eine innere Stimme, ihn treibt nicht ein sicherer Zug zu dem einen hin, von dem andern weg, wie jenen ersteren, oder wenigstens tritt die Stimme nicht deutlich und richtunggebend hervor; er ist auf die Deutung ungewisser Regungen oder allein auf Überlegungen und Experimente angewiesen (immer für große Entschlüsse und ideale Fälle verstanden). Den beiden Gefahren sehen wir denn auch eine große Zahl oft wertvoller Menschen erliegen; sie leisten nichts oder wenig oder nach einer falschen Richtung hin, ganz wie die früher beschriebenen Willensschwachen, obgleich es ihnen nicht eigentlich an Kraft fehlt, sondern nur an der instinktiven Sicherheit in der Verwertung ihrer Kraft. Manchmal ist der negative, manchmal der positive Instinkt besser erhalten. Im ersten Falle vermeidet der Mensch falsche Schritte, weist ungünstige Einwirkungen ab, findet aber für selbständige Handlungen keine Unterstützung bei dem Instinkt; man mag hierbei an das Daimonion des Sokrates denken. Im zweiten Fall ist das Tun intakt und sicher, aber die warnende Stimme fehlt;

Beispiel ist der Tatkräftige, der seine Kräfte nicht zu schonen und zur rechten Zeit Halt zu machen weiß.

Ich betrachte als einen Ausfluß der Instinktunsicherheit den Dilettantismus, wofern er bei begabten und in gewissem Sinne tatkräftigen Naturen auftritt. Wer von Hause aus schwach und unzulänglich ist, kann es natürlich weder im Leben noch in der Kunst und Wissenschaft zu etwas bringen; er ist zur Pfuscherei verurteilt. Aber wie kommt es, daß reiche und vorzügliche Menschen ihr Leben lang Pfuscher bleiben, ihre Stelle nicht finden, ihr Gewerbe nicht mit Kraft ergreifen, sondern herumsuchen und herumprobieren, ohne Zweck und Glück für sich und andere? Immer wenn er kaum begonnen, jagt ihn fort der Meister: heißt es in einem Lied vom Hänschen, aus dem nichts wird. Es sind nicht solche, die aus Schwäche unstät sind. Nein, die Mehrzahl ist nicht schwach; sie weiß nur nicht, wohin ihre Natur will. Sie tastet nach einer Bestimmung ihres Wesens; sie argwöhnt bei jeder Tätigkeit, die sie angefangen, es sei eine falsche, bei jeder Lebenslage, in die sie sich begibt oder gebracht wird, es sei eine unpassende. Es sind verfehlte Existenzen, sagt man. Ich freue mich, bei Goethe einen Ausspruch zu finden, der in eine ähnliche Richtung geht und für unsere Betrachtungen von großem Interesse ist. Goethe sagt in den Annalen, der Wilhelm Meister sei entsprungen „aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Teil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbareren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis,

der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“ Es ist möglich, ja, aber nur dann, wenn die Unsicherheit eben nicht bis auf den Grund der Natur hinabgeht, sondern nur oberflächlich und zeitweilig ist. Der Dilettant findet kein Königreich, oder anders ausgedrückt, er findet nicht sich selber. Da es Wilhelm Meister und Goethe mit ihm aus allem Tasten heraus findet, ist er kein Dilettant, sogar dessen striktes Gegenteil; sein Instinkt ist gesund oder gesundet wenigstens mehr und mehr; aber seine bewußte Vernunft irrt und ist durch mitwirkende Triebe zugleich so mächtig, daß sie die leise Stimme des Instinkts übertönt. Dies wird wohl die Regel bei ungewöhnlichen Naturen sein, die sich auf besondere Weise entwickeln. Der Maßstab, den die Erwägung sich bildet, wird hergenommen von Erfahrungen und deren Verknüpfung und Anwendung. Diese Erfahrung ist wohl ausreichend für Entwicklungen, die in einer oft erprobten Bahn sich bewegen, aber nicht für solche, die anders, vielleicht absolut neu verlaufen. An sich ist ja jede Natur eine Neuheit und ein Unikum, aber die meisten sind es in unwesentlichen Punkten; deshalb geht ihr Leben im ganzen den erwarteten gleichmäßigen Weg, der leicht aufzufinden und einzuhalten ist. Die bevorzugte Natur ist in ihrer wichtigsten Fähigkeit neu geartet; sie stellt eine durch Vererbung, also ein von unserer Erwägung vorläufig unabhängiges Moment, gesteigerte Kraft dar, deren Verwertung in der Regel nicht erschlossen werden kann, sondern ausprobiert werden muß. Daher das Irren und Versuchen, das in der Entwicklung hervorragender Männer so oft eine Rolle spielt, daher der Wechsel in den Anschauungen und Idealen, das Leiden unter Zweifeln und Verzweiflung. Kurz, eine Blindheit und Ungewißheit ist diesen Naturen eigen; die aber desto schneller und sicherer überwunden wird, je besser der Strebende vom Instinkt unterstützt wird. Dessen Fehlen oder geringe Kraft hat in solchen Fällen unvermeidlich den Ruin zur Folge.

Goethe, der ja immer seine Gefahren beschrieb und dadurch überwand, rechnete also auch den Dilettantismus unter dieselben und hatte doch wohl recht damit. Die Unsicherheit seiner Natur war eine sehr große, sie quälte und hemmte ihn oft und bis zu einem verhältnismäßig hohen Alter. Vielleicht hat er bis an sein Ende Stunden gehabt, in denen es ihm nicht klar war, wohin sich eigentlich der Schwerpunkt seiner Naturneigte. Daran war nun wohl

der Überreichtum an Begabungen schuld, deren jede ihn in eine andere Richtung zog. Doch sind widersprechende und ziemlich gleich starke Bestrebungen schon die Folge einer Unsicherheit des Instinkts. Denn eine Natur, die sicher vom Instinkt geleitet wird, bringt alle Triebe in eine Richtung, auch wenn es noch so viele sind. Je weiter die Natur ist, desto fester muß freilich der Ring sein, der sie zusammenhält, und desto stärker das Zentrum, auf das alles hinzielt. Eine mächtige zentripetale Gewalt ist nötig, die der stets vorhandenen zentrifugalen die Wage hält. Goethes Natur war dadurch so leistungsfähig, daß sie in bestimmten Augenblicken, wenn auch nur für diese Augenblicke, vollkommen einheitlich war, daß alles Dezentralisierende und Desorganisierende verschwand unter einem einzigen großen Willen. Es ist wie eine Flutwelle, die sich dann über alle seine verschiedenartigen Interessen, Tätigkeiten, Vermögen ergießt, an die er sich hinzugeben pflegte. Eine schöpferische Gewalt rafft sie alle zusammen zu einer befreienden Tat. Danach streben die Sondergeister wieder auseinander und quälen ihn wie vorher durch das Gefühl des Unvermögens, des Zerflatterns. Goethe war nur in Momenten Herr über sich; aber dann war er es ganz. Manche anderen, reichen und großen NATUREN sind es niemals.

Man sollte vorsichtig sein im Preisen und Erstreben der Vielseitigkeit. Sie ist nur dann wünschenswert, wenn sie von einem starken Willen kompensiert wird. Jeder sollte nur soviel Kräfte in sich entwickeln, nur soviel Bildung sich erwerben, als er vertragen, d. h. zu Taten verarbeiten kann. Andernfalls belastet er sich unnütz, lähmt sich und gerät in Dilettantismus und schließlich in „wundersamen Trübsinn“. Man eifert gerade heute wieder gegen die Einseitigkeit und Unbildung, wünscht, daß die Gelehrten am Kulturleben tätigen Anteil nehmen, daß die Künstler und die Menschen des praktischen Lebens ihre Jahre mit vielem Lesen und Nachdenken hinbringen. Mir scheint, man geht hier übers Ziel hinaus und trägt mehr zur Verringerung der Leistungsfähigkeit bei als zur Erweiterung und Bildung der Persönlichkeiten. Außerdem nährt man die Einbildung und Topfguckerei. Es ist doch leider eine Tatsache, daß nicht einmal solche, die in einem Fach wirklich tüchtig sind und also wissen, was Können und Urteil ist, mit Bescheidenheit über Dinge sich äußern, die weit von ihrem Gebiet abliegen. Überdies kann ich nicht finden, daß man ein größeres Anrecht auf den Namen eines Kulturmenschen

hat, wenn man in alles hineingesehen und sich hineingemischt, als wenn man einen festen, stetigen Willen in sich entwickelt und durch ihn seine Natur organisiert hat. Wer jedoch keine Persönlichkeit, sondern nur Instrument, Teil von solchen sein will, darf mehr wissen und treiben, als er sich einverleiben und für sich lebendig machen kann. So mag ein Philologe ganze Literaturen verschlucken, ohne daß er irgendwelche Wirkungen derselben auf seine Persönlichkeit erkennen läßt. Er will nichts für sich gewinnen, sondern will für andere sammeln, die dann vielleicht von einem Werke mehr Vorteil haben als er von tausenden.

Bei ungewöhnlichen NATUREN und, wie wir hinzufügen können, in neuernden EPOCHEN, ist also die Gefahr der Instinkterkrankung und des Dilettantismus besonders groß. Sie müssen sich, wie gesagt, ihren Weg mühsam suchen, und ihr Naturell pflegt sie noch mehr, als es nötig und förderlich ist, zur Selbständigkeit zu ermuntern. Sie wollen auch da, wo sie es ohne Schaden könnten, keine fertigen Erkenntnisse und andere Bildungselemente von der Überlieferung annehmen, sondern alles selbst finden und versuchen. Sie fangen die Kulturentwicklung gewissermaßen von neuem an und stellen zunächst einmal alles Gewonnene in Frage. Was ihnen als fest und unverrückbar bezeichnet wird, prüfen sie auf seine Haltbarkeit, indem sie daran rütteln und es zu zerbrechen suchen. Im Grunde glauben sie nicht, daß die gewonnenen Resultate auch für sie Geltung haben, und fügen sich erst nach erbittertem Kampfe in dieselben. Nun hat ein überliefertes Kulturelement in der Tat erst dann Geltung für den Einzelnen, wenn er es für sich neu entdeckt und anwendbar gemacht hat. Nur ein solches bildet ihn. Es kommt also für einen nach höchster und tiefster Bildung Strebenden, einen Künstler, Philosophen, Herrscher, Gesetzgeber, darauf an, möglichst viele, ja wenn es geht alle Kulturresultate zu erleben und gewissermaßen neu zu finden. Wie nahe liegt es daher, daß er nicht zum Ziele, d. h. zum vollen Besitz und zur Mehrung des Ererbten kommt, sondern in der Unreife und im Dilettantismus stecken bleibt! Erstens ist es unmöglich, alle Erfahrungen zu machen; er muß auswählen und verstehen, fremde Erfahrungen, sei es als Kenntnisse oder als Lebensformen, sich zunutze zu machen, als ob es seine eignen wären. Namentlich gilt dies für solche Erfahrungen, die ihn wenig oder nichts angehen; wer

sich für Dinge ausgibt, die nicht gerade ihn vorwärts bringen, hat wenig Aussicht, auf einer so langen Bahn zum Ende zu kommen. Ferner gilt es für solche Erfahrungen, die vorläufig als besessen angenommen werden müssen, damit andere überhaupt gemacht werden können; denn man kann nicht alles zu gleicher Zeit und muß überall ungeprüfte Resultate zeitweilig benutzen, bis man dazu gelangt, auch sie zu prüfen. Beide Fähigkeiten finden sich fast nur bei Naturen, die durch einen sicheren Instinkt unterstützt werden. — *Z w e i t e n s* pflegen bedeutende Naturen trotz eines Strebens nach Allseitigkeit eine übermäßige Neigung zu Einseitigkeiten zu haben. Sie sind nur gewissen, immer einander ähnlichen Erfahrungen überhaupt zugänglich und gehen an den entgegengesetzten, den komplementären achtlos vorüber. So kommen sie zu beinahe wertlosen Resultaten und werden eigensinnig statt groß. — *D r i t t e n s* bringt ihr Handwerk das geistige und leibliche Wohl in Gefahr und richtet sie leicht zugrunde, ehe sie dazu gelangen, die Früchte ihrer Saaten zu ernten, die Schlüsse aus ihren Prämissen zu ziehen. Wer schwer belehrbar ist, oft wiederholte Erfahrungen und harte Schläge nötig hat, um zu begreifen und sich zurecht zu finden, wird kaum heil durchkommen, oder wird doch zu spät klug werden und wünschen, das Leben neu anfangen zu können, nachdem es abgelaufen ist. Wie zahlreich sind solche Existenzen! Der Grund ist aber immer, daß der Instinkt nicht sicher genug war und die suchende Erwägung zu wenig unterstützte. Auf das Feinste und Beste muß gerade der Erhaltungsinstinkt arbeiten, z. B. auch in solchen Fällen, wo gefährliche Experimente, sei es mit sich selber oder mit anderen Personen oder mit Explosivstoffen gemacht werden sollen. Der Instinkt wird lehren, sie zu umgehen oder mit äußerster Vorsicht auszuführen oder ihren gesundheitsschädlichen Folgen durch Gegenmittel zuvorzukommen. Bei schwierigen Expeditionen gehen mehr Entdecker zugrunde, als man ahnt, und oft ohne ihr Problem gelöst zu haben. Glücklichere Erben kommen nach ihnen, die die Lehren aus dem unklugen Wagemut zu ziehen wissen, die sicherer sind bei der Wahl ihrer Ausrüstungsgegenstände oder einsehen, daß der Weg ein anderer sein oder daß man auf die Unternehmung überhaupt verzichten muß.

Schließlich haben Naturen dieser Art oft keine Fähigkeit und Lust zur Methode. Sie gehen nicht stufenweise vorwärts,

sondern möchten das Letzte und Höchste gleich im Anfang haben, suchen es mit Gewalt an sich zu reißen und wissen nicht, daß es dadurch nur um so weiter vor ihnen zurückweicht. Sie vergessen den Grund zu legen und wollen nicht in einer langen entsagungsreichen Schule sich aufzubauen. Sie sind stark im Entwerfen, in plötzlichen großen Antrieben; aber Kraft und Sicherheit verlassen sie, wenn sie vollenden sollen, was sie versprochen und angepackt haben. Es fehlt auch hier an einem deutlich redenden Instinkt, der sie führte und fest bei der einmal gestellten und als richtig erkannten Aufgabe hielte. Sie zweifeln, ob sie mit ihrem Vorhaben auf dem ihnen bestimmten Wege sind, und werden von Impulsen und Erwägungen hin und wieder abgetrieben. Sie sind ohne Methode, wie ich es nenne. Diese Methode braucht nicht äußerlich sichtbar zu sein, sondern kann mit Sprüngen in der Entwicklung und scheinbaren Inkonsistenzen der Lebensführung verknüpft sein. Goethe ist ein großes Muster von Methode. Mit seiner Selbständigkeit, die ihn nur Selbsterfahrenes und Selbstdurchlebtes begreifen und benutzen ließ, verband sich eine erstaunliche Aufnahmelust und Aufnahmefähigkeit. Er war belehrbar in jedem Sinne und ging den langen Weg des Lernens ohne Abkürzungen und ohne Ungeduld. Sein Instinkt hieß ihn ein so reiches Material wie möglich heranschaffen, um eigne Resultate zu erzielen und zu beschleunigen. So gibt es wohl kaum eine menschliche Erfahrung auf künstlerischem, wissenschaftlichem und praktischem Gebiet, die er nicht gemacht und verwertet hätte.

Die Unentschlossenheit, soweit sie Instinktunsicherheit ist, gehört hierher. Die innere Stimme, die uns nicht nur bei moralischen sondern allen Entschlüsseungen wichtiger Art leiten sollte, spricht bei dem Unentschlossenen nicht deutlich oder gar nicht. Er sucht deshalb nach anderen Direktiven für sein Handeln, entweder indem er das Für und Wider theoretisch abwägt (womit er in die Brüche kommen muß, falls er sein Naturell nicht genau übersieht und als Hauptfaktor in die Rechnung aufnimmt), oder indem er die Handlungsweisen anderer vergleicht und sie nachahmt (womit er ebenfalls nur in gewissen Fällen auskommen wird). Beide Male kommt der Entschluß, wenn überhaupt, so nur mühsam zustande; vielleicht bringt ihn äußere Nötigung hervor, die der Unentschlossene, um überhaupt zu handeln, oft aufsucht oder sich gern gefallen läßt. In jedem Falle fehlt ihm die Festig-

keit, die ein vom Instinkt geforderter oder befürworteter Entschluß hat. Gewöhnlich ist jener ein Kompromiß, ist nicht endgültig, sondern gestattet ein Zurück, ist mehr eine Frage als eine Antwort. Fast immer folgt der Ausführung eines solchen Entschlusses die Reue; denn man könnte sich doch geirrt haben! Es wäre doch gewiß noch eine bessere Wahl möglich gewesen! So sucht denn der Unentschlossene ungeschehen zu machen, was möglich ist, bedauert, beschimpft und verleugnet, was sich nicht mehr ändern läßt. Das Unvollkommene und, wenn man will, Falsche jeder Tat nimmt der aus dem Instinkt heraus Handelnde willig auf sich und steht für sie ein; der Unentschlossene aber sieht, nachdem er gehandelt hat, nur noch das Falsche seiner Tat und würde doch, wenn sie anders ausgefallen wäre, den Entschluß ebenso sehr bereuen. Wie verhängnisvoll auch in der Kunst ein solcher Mangel werden kann, sieht man etwa an Schiller. Dieser war eigentlich eine entschiedene Natur; aber beim künstlerischen Produzieren kam ein Schwanken über ihn, das seinen Werken nur allzu sehr geschadet hat. Es verstärkte sich wohl gegen das Ende seines Lebens und ging daraus hervor, daß seine künstlerischen Absichten nicht mit voller Klarheit und Unzweideutigkeit vor ihm erschienen. Irgendwo in der Tiefe seiner Natur lag alles bereit, was zu der Schöpfung nötig war, aber er kam mit seinem Wollen nicht hinunter in diese Tiefe; er tastete an sich herum, änderte, fragte sich und andere, wie er am besten verführe, und wollte eigentlich nur erfahren und erhören, was in ihm selber schlummerte. Bald meinte er dann, die eine, bald, die andere Ausführung entspräche seiner undeutlich gefühlten Absicht. Dabei waren grobe Irrtümer über sein eigentliches Wollen und eine gewisse Oberflächlichkeit an Stellen, wo der Instinkt ganz schwieg und nur die Erwägung dichtete, unvermeidlich. Wie anders Goethe, eine so vielfach unentschlossene Natur! Aber wenn einmal seine Natur den Samen empfangen und das Kind ausgetragen hatte, gab es kein Zurück und kein Verändern mehr. Es kam reif und ganz ans Tageslicht. Oft wurden freilich seine Pläne nicht reif und gingen als Frühgeburten verloren; aber ein künstliches Beleben halber Geburten, ein Nachhelfen durch Theorien und andere unzureichende Mittel, wie es Schiller in seiner Art hatte, kannte er nicht.

Etwas Ähnliches ist es wohl, wenn für ethische, psychologische, religiöse Kardinalfragen die Entscheidung der Vernunft angerufen

wird. Wer z. B. verkennt, daß die sexuellen Beziehungen von Mann und Weib vitalen Gesetzen unterliegen, die keine Deduktion und kein Versammlungsbeschluß ändern kann, beweist nichts weiter, als daß sein Instinkt an diesem Punkte versagt. So wollen uns weibliche Wesen, die instinktkrank sind oder deren Natur noch nicht zu Wort gekommen ist, über die Weiblichkeit belehren und fühlen nicht, daß sie uns höchstens über ihre eigene Lage belehren. Es gibt heute viel derartige Verirrungen; sie pflegen mehr die heiteren als die ernsten Folgen der Instinktunsicherheit zu veranschaulichen.

Wir kommen zu den Dilettanten im eigentlichen Sinne des Worts. Goethe, Schiller und Heinrich Meyer haben sich längere Zeit mit dem Plane eines gemeinsamen Werkes über den Dilettantismus in den Künsten getragen. Die Ausführung unterblieb erklärlicherweise, aber Schemata und einzelne Gedanken wurden aufgezeichnet, die vortrefflich sind und von jedem Kunstabflißenen auswendig gelernt werden sollten. Unser Problem berühren sie nicht; sie reden vom Dilettantismus der Kinder, der Weiber, der Reichen, der Vornehmen, aber nicht der Willenskranken. Der Nachahmungstrieb und die natürliche Produktionslust des Menschen werden als Grund für den Dilettantismus angeführt, pathologische Gründe nicht herangezogen. Überhaupt kam es weniger auf die Erklärung der Erscheinung an als auf ihre Formen, ihre Geschichte, ihre Vorteile und Nachteile für die Kunst. Es werden solche Dilettanten unterschieden, die vom Technischen ausgehen und in ihm verharren (wie manche Zeichner, Klavierspieler usw.) und solche, die vom Stoff, vom Gefühl ausgehen und nie zur Technik kommen. Mir scheinen die ersteren verhältnismäßig unschuldig, wenigstens wenn man heutige Zustände im Auge hat, die letzteren unbedingt gefährlicher; auch sind die Dilettanten aus Instinktschwäche fast immer von dieser Art. Sie erkennen die ausschlaggebende Bedeutung der beiden großen Dinge: Übung und Tradition. Die Form, als Resultat von Tradition und Übung, ist derjenige Begriff, den sie am wenigsten verstehen und am meisten hassen. Man möge das Verhältnis eines Menschen zu ihm als Merkzeichen benutzen. Natürlich ist nicht erforderlich, daß der Begriff Form ihm bewußt ist, so wenig wie die Bekanntschaft und zur Schau getragene Freundschaft mit demselben notwendig ein Beweis gegen den Dilettantismus ist. Er muß angeboren sein; die Sätze, daß die

Form ewig und die Formlosigkeit ein Widersinn ist, müssen einen unmittelbaren Wiederhall in ihm finden. Die Dilettanten operieren mit zwei anderen Begriffen, die sie zu Gegenbegriffen gegen die Form ausgebildet haben; sie heißen Natur und Logik und sind, wenn man sie richtig nimmt und nicht preßt, zwei vortreffliche Dinge und durchaus nicht geeignet, als Waffen gegen die Form zu dienen.

Was ist Natur? Eine scharfe Definition mißglückt und macht den Begriff ebenso leer und fade wie etwa den Begriff Schönheit. Beide haben einen schwankenden Sinn und sind zu Beweisen ungeeignet. Wenn man von jemand verlangt natürlich zu leben oder zu dichten oder dgl., kann immer nur gemeint sein, daß er seiner Natur oder höchstens noch der des Verlangenden entsprechend leben oder dichten soll. Dieser mag bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein, seine Natur als eine Art Kanon anzusetzen, und außerdem werden innerhalb einer bestimmten Zeit, eines Volkes die NATUREN und ihre allgemeinen Bedürfnisse nicht sehr verschieden sein, so daß es einen ganz guten Sinn hat, von Natürlichkeit schlechtweg zu sprechen. Sowie aber über gewisse allgemeine Forderungen hinausgegangen und etwa verlangt wird, daß jeder von Gemüse leben oder auf dem Felde arbeiten oder rohe und infantile Kunstwerke schaffen soll, weil es so natürlich sei, da wird Natur zum Unsinn. Der Ruf nach Natur ist von jeher ein beliebtes und stark wirkendes Schlagwort gewesen, gerade weil sich nichts Bestimmtes dabei denken läßt und jeder etwas anderes darunter versteht (der eine Vielweiberei, der andere Abschaffung der Verse, der dritte Barfußgehen, der vierte Abschaffung der Regierung usw.). Sie soll ein Heilmittel sein und, wenn man will, ist sie es auch; aber mit diesem Mittel kann man irgendwelche Einzelfälle nur kurieren, nachdem man aus seiner abstrakten Allgemeinheit die gerade passenden Konkreta ausgewählt hat. Die Anwendung ist alles. Natur schlechtweg zu predigen hat nicht mehr Wert als der Rat, den jener Wohlmeinende einem Kranken gab, er möge sich doch der Apotheke bedienen.

Noch weniger läßt sich mit dem zweiten Lieblingsbegriff anfangen. Die Dilettanten wünschen, daß alles auf der Welt logisch eingerichtet sei und mit einer Konsequenz sich vollziehe, die sie durchschauen. Hiernach beurteilen sie Wert und Berechtigung alles Bestehenden und haben die Naivität zu glauben,

man könne und müsse abschaffen, was vor dieser Instanz sich zu rechtfertigen nicht imstande sei. Junge Leute und solche, die es bleiben, leiden am meisten unter dieser irrgen Anschauung. Sie sehen nicht, daß es viel mehr für die Berechtigung einer Einrichtung spricht, daß sie besteht, daß sie geworden, gewachsen und erhalten geblieben ist, als daß sie mit der Einsicht eines Beurteilers sich verträgt. Ja ich meine, die Existenzberechtigung realer Mächte, etwa geltender Gesetze oder wirkender Religionen, wird durchaus nicht dadurch in Frage gestellt, daß die einen ungerecht und die andern falsch sind. Nur ebenso reale Mächte können gegen sie ins Feld geführt werden, z. B. das Absterben der Verhältnisse, die jene geschaffen haben oder das Aufkommen anderer Mächte, die jenen den Boden entziehen. Eine Pflanze kann man nicht durch Widerlegungen, sondern nur durch Maßregeln aus der Welt schaffen. Menschliche Einrichtungen aber sind organische Gebilde wie Pflanzen; ihre Entstehung, Wirksamkeit, Dauer unterliegt den biologischen Gesetzen. Die theoretischen Verallgemeinerungen sind für die Praxis doch immer nur in einem bescheidenen Umfange verwendbar, ebenso wie die abstrakten sittlichen und ästhetischen Kategorien. Die Praxis richtet sich nicht nach ihnen, sie haben sich vielmehr nach der Praxis zu richten, falls sie nicht vorziehen, in ihrem Kreise zu bleiben, wie die theoretische Mathematik es tut.

So sind denn alle Gebiete, wo die Entfernung zwischen den Forderungen der Logik und den tatsächlichen Verhältnissen eine große ist, Lieblingsgebiete der Dilettanten, z. B. die Sprache. Kein Zweifel, daß der Zweck der Sprache durch die bestehenden Sprachen nicht vollkommen und nicht auf die einfachste und konsequenteste Weise erreicht wird. Sie haben Lücken und Unklarheiten überall, haben die bedauerlichsten Unregelmäßigkeiten in der Wort- und Satzbildung sowie in der Flexion. Kein Zweifel, der Erfinder der Sprache, der ja auch die erste Grammatik schrieb, war ein unlogischer Kopf und seiner Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen; ähnlich wie der liebe Gott, der am Ende jener Erfinder war, sich bei der Weltenschöpfung doch auch bedenkliche Blößen gegeben hat. Denn woher sonst alle die Widersprüche und Inkonsistenzen, deren Zweck niemand begreift! Es muß daher unsere Aufgabe sein, mit den Widersprüchen aufzuräumen, die Fehler zu korrigieren, kurz möglichst viel und gründlich zu reformieren! Das blinde Ändern und Neumachen

wollen ist für den Dilettanten charakteristisch. Er übersieht regelmäßiger, sowohl ob er oder irgend jemand die Macht dazu hat, als auch ob das Neue nicht dieselben oder größere Mängel hat als das Alte. Die Welt soll von vorn anfangen, meint er, da er mit seinem Kopf nicht hineinpaßt oder vielmehr nicht hineinzupassen scheint. Denn in Wahrheit fügt sich seine Individualität, wenn anders sie eine lebensfähige ist, sehr gut in das Ganze, trotz der Rebellion eines vorlauten Intellekts. Der einzelne ist ja auch nur ein Resultat, ein Glied des Gesamtwachstums und entwickelt sich mit Notwendigkeit, ohne Rücksicht auf die Logik; ebenso wie die ganze reale Welt kein Bauwerk ist, das man nach Prinzipien aufgebaut hat und beliebig niederreißen und anders aufbauen kann. Sondern sie ist gewachsen, und nur wenn eines Reformators Ideen mit ebensolcher Stärke und Sicherheit in ihm wachsen, werden sie für ihn und für die Welt von Einfluß sein. Er ist dann ein Werkzeug, ein Mundstück des Gesamtwachstums und hat wirklichen Anspruch auf den Namen eines Reformators.

Unsere dilettantischen Weltverbesserer und Weltbeglückter sind nichts weiter als eigensinnige Instinktkranke. Es wimmelt heute von solchen eingebildeten Reformatoren. Auf allen Gebieten findet man sie, und immer zeigen sie die gleichen Symptome. Es gibt Heilande für alles zusammen und Heilande für einzelne Fächer. Die ersten wollen mit ihrer Kunst alle Not in der Gesellschaft, Kunst, Kultur usw. auf einmal beseitigen und durch einen Zauberschlag die Welt dem langgesuchten Glück zuführen. Dabei haben sie nur eine einzige, mitunter nicht üble Erfindung in der Tasche, die dieses Wunder bewirken soll (z. B. Bodenreform, oder Volksbildung, oder das allgemeinsame Kunstwerk, oder Antialkoholismus oder dgl.). Die andern begnügen sich für ihr besonderes Gebiet eine Medizin anzugeben und anzupreisen, die in jedem Fall heilbringend sei und gewöhnlich auch in einer immer gleichen Dosis verabreicht wird. Untereinander vertragen sich die Heilande nicht eben gut, hauptsächlich aus Brotneid; denn einer schließt ja den andern aus. Kommt ein neuer auf, so werden die Leute in der Regel dem alten untreu und laufen ihm zu. Sie wollen Abwechslung haben, sind auch durch jenen nicht befriedigt worden. Fühlt sich der neue stark genug, so ignoriert er den alten, wenn nicht, bekämpft er ihn oder paktiert mit ihm, etwa so, daß er ihn als seinen Vorläufer bezeichnet. Dementsprechend macht es der alte. Sie bringen oft etwas

wirklich Wertvolles, begehen aber stets zwei Fehler; erstens nehmen sie ihren Spezialfall als den allgemeinen und denken, was sich bei ihnen bewahrheitet und bewährt hat, müsse für alle Gültigkeit haben; zweitens sehen sie die Schwierigkeiten und Einwände nicht, die ihrer Idee entgegenstehen, sind also blind und beschränkt. Es ist nicht die Beschränktheit des Fachmanns, der ja auch nicht über sich hinaussehen kann und sein Handwerk leicht für das wichtigste der Welt hält. Aber darin ist er zufrieden und bleibt bei dem, was er kann, während der dilettantische Reformator fanatisch ist und mit bornierter Heftigkeit an das herangeht, was er nicht kann.

Nun muß man, um nicht ungerecht zu sein, immer wieder betonen, daß die Versuchung zum Dilettantismus heute besonders groß ist und gerade für hervorragende Naturen. Die Überproduktion an Weltverbesserern ist keine zufällige Erscheinung, sondern hat ihren Grund darin, daß Weltverbesserung uns bitter not tut. Die Entwicklung ist an einem toten Punkt angekommen, der Instinkt versagt, der Intellekt oder einzelne ungeleitete Triebe suchen einen Ausweg aus der dunkeln Gasse und tappen, wie es nicht anders sein kann, in gigantischen Irrtümern und kindlichen Torheiten umher. Viele glauben sich heute feig und fahnenflüchtig, wenn sie sich auf ein Handwerk beschränken und bescheiden im Geleise gehen; sie sind vielleicht in der Tat weiter als andere, meinen deshalb, sie könnten und müßten allen Hilfsbedürftigen beistehen, und verfallen, wenn ihnen der Erfolg eine Zeitlang günstig ist, fast notwendig in den Irrtum, daß sie zum Messias berufen seien. Andere sehen klar, daß sie unzureichend und der schwersten Aufgabe nicht gewachsen sind, springen aber trotzdem in die Bresche, nachdem sie vergeblich auf stärkere Verteidiger gewartet haben. Sie wollen lieber unter Trümmern liegen als auf ihnen leben. Darf man solche Tapferkeit schelten? Wieder andere freilich sind nicht so tapfer und denken nicht daran, ihre Persönlichkeit einzusetzen, obwohl sie den Anspruch erheben, Heilande zu sein. Sie wünschen, reden und überreden, handeln aber nicht. So gibt es Utopisten, die ebenso leben wie alle Welt, aber mit einer Theorie hausieren gehen, nach der alles anders wird. Durch Beispiel und Unterweisung diese Zukunft herbeizuführen, fällt ihnen nicht ein. Und doch ist das einzige Mittel solche Theorien zu beweisen, sie auszuprobieren und vorzumachen. Der Heiland soll bei sich selber

anfangen und den gefährlichen Sprung in die Praxis tun; von demselben hängt alles ab. Es liegt meiner Meinung nach immer Resignation und Eingeständnis des Unvermögens darin, wenn man Theorie (ethische, religiöse, künstlerische, kurz praktische Theorie) und persönliche Verwirklichung derselben trennt, was heute so vielfach geschieht und nicht selten sogar erstrebt und verehrt wird. Wie leicht ist es, schöne Theorien an die Wand zu malen! Und was sind sie wert, wenn der Urheber nicht mit seinem Glück und Leben für sie bürgt! Natürlich soll man auch den entgegengesetzten Fehler vermeiden, der darin besteht, jede Idee sofort in die Praxis umzusetzen und fortwährend mit Reformieren und Verändern seiner Lebens- oder Kunstweise beschäftigt zu sein. Man soll warten können und bedenken, daß der Instinkt bei uns verwickelten Menschen und in unseren komplizierten Verhältnissen nicht immer gleich bei der Hand ist, sondern oft erst nach langer Zeit sein Ja oder Nein sagt, das über eine Idee entscheidet. Solange er nicht spricht und nur ein oberflächliches Begehr oder rechnendes Phantasieren die Theorie stützt, ist von ihrer Verwirklichung wenig Gutes zu hoffen.

Steigen wir noch eine Stufe tiefer, so kommen wir von dem Dilettanten, der in der Theorie ein Held, in der Praxis höchstens ein mittelmäßiger Mensch ist, zu dem Kritiker, der auch die Theorie fahren läßt und in der Negation sein Heldenhum zeigt. Auch der dilettantische Kritiker legt niemals und prinzipiell nicht Hand an, sondern sieht zu und weist die Mängel nach, die alles menschliche Wollen und Tun nun einmal an sich hat. Das Gute, auf das der positive Kritiker sein Augenmerk richtet, sieht er jedoch nicht und will es nicht sehen. Der Instinktkranke ist, wie schon oben von dem Willenskranken gesagt wurde, negativ, während jeder Gesunde positiv ist und die Negationen nur zu neuen Positionen verwendet. Der Gesunde glaubt lieber, als daß er zweifelt; denn Glauben ist ein Antrieb zum Lernen und Handeln; der Zweifel, wenn er ohne Gegengewicht und dauernd ist, macht untätig und löst auf, wird deshalb von einer instinktsicheren Natur abgewiesen oder unschädlich gemacht. Von Leuten, die sich zurückgesetzt fühlen, wird das Kritisieren, wie früher erwähnt, als eine Entschädigung ihres Anerkennungsbedürfnisses geübt. Es wird ein Sport oder auch ein Beruf, alles was ihnen begegnet, zu bemängeln und herunter zu reißen. Sind es junge Leute, die auf diese Weise sich einführen und ihre in

Aussicht stehende Mithilfe wertvoller erscheinen lassen wollen, so mag es noch hingehen, aber ältere Leute sollten versuchen eine so schlechte Gewohnheit abzulegen und sollten überall da, wo sie nicht positiv sein können, sich bescheiden und schweigen. Die Kunst, den Mund zu halten, muß doch eine der schwersten menschlichen Künste sein. Ob sie zu allen Zeiten so arg daneiederlag wie heute? Ob sich die früheren Menschen ebenso selten und ungern wie wir entschlossen, einzusehen, daß sie nur wenige Dinge so gut verstehen und wissen, daß sie sie machen und beurteilen können? Ob immer nur große Sicherheit und Bildung dazu führten, daß man grundsätzlich vermied andern ins Handwerk zu pfuschen, wenn auch nur als politischer, philosophischer oder ästhetischer Kannegießer?

## 3.

Willensschwäche und Instinktunsicherheit halte ich in manchen Fällen für heilbar und will versuchen, ein Heilmittel anzugeben, das gewiß nicht unfehlbar, auch nicht das einzig anwendbare ist, sich aber doch manchmal bewährt hat. Es ist kein von mir erfundenes, sondern jedem bekannt. Auszuscheiden wären hier vor allem die Fälle, wo Willenskrankheit Folge oder Begleiterscheinung körperlicher oder seelischer Störungen ist. Nerven- und Gehirnkrankheiten sowie chronische Leiden anderer Art bringen immer eine Verringerung der Leistungsfähigkeit und oft auch eine Schwächung der höheren Instinkte mit sich. Da sind also zuerst die Ursachen wegzuschaffen, ehe an eine Kur der Wirkungen gedacht werden kann. Daß es nur selten gelingt, derartige Krankheiten zu heilen, und dann in der Regel nur durch eine sehr langwierige, sehr mühsame Kur, ist bekannt. Dasselbe gilt für Willenskrankheiten. Die Schwierigkeit liegt oft darin, daß zur Durchführung des Heilprozesses gerade die Eigenschaften erforderlich sind, die dem Kranken fehlen, nämlich Kraft und Sicherheit des Willens. Man wird also wohl auf Besserung nur hoffen dürfen, wenn neben den kranken Teilen noch gesunde,

neben der Schwäche noch Kraft vorhanden ist, die aber gefesselt oder infolge von Uneschicklichkeit und Mangel an Einsicht falsch gerichtet ist. Vollkommene Schwäche ist ein unkorrigierbarer, und, wie La Rochefoucauld meint, der einzige unkorrigierbare Fehler einer Natur. Wie zahlreich sind die Fälle, wo kranke Individuen mit Wucht und Heftigkeit auf die Selbstzerstörung ausgehen oder andere Objekte zur Vernichtung sich aussuchen! Sie sind wie ein Brand. Sollte es nicht möglich sein, ihn einzudämmen und ins Wohltätige zu wenden, ihn dauernder und erwärmed zu machen? Es ist selten ein nutzbringendes Ereignis, wenn Häuser oder Feuerwerke abbrennen. Wie viel Gutes ließe sich mit der dabei verpuffenden Kraft und vernichteten Arbeit erreichen! Ferner sind Fälle früher erwähnt worden, wo die Lähmung nur teilweise ist, wo die vorhandene Kraft verteilt wird, blind und unstet wirkt. Bei ihnen allen müßte wenigstens der Versuch gemacht werden, das gesund Gebliebene hervorzukehren und zur Herrschaft zu bringen, das Kranke zurückzudrängen und unschädlich zu machen.

Das Heilmittel ist die Aneignung der soldatischen Tugenden, der Straffheit und der Unterordnung. Daß es ein gefährliches und schwer einnehmbares ist, gebe ich zu. Aber wo es sich um alles handelt, muß man alles wagen; man darf vor entscheidenden Maßregeln nicht zurückschrecken und nicht erwarten, daß große Wirkungen von kleinen angenehmen Mittelchen ausgehen. Geraide die Willenskranken hassen bekanntlich den soldatischen Geist, ähnlich wie Kinder ihren Arzt, der ihnen wehe tut und bittere Arznei gibt. Die Bitterkeit ist aber kein Beweis gegen die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit. Und wenn man einwendet, daß der soldatische, man kann auch sagen der preußische Geist seine schädlichen Wirkungen offen zeigt, in gewissen viel besprochenen Zeiterscheinungen, so kann ich auch das nicht als einen Beweis gegen seinen medizinischen Wert gelten lassen. Gifte fordern Gegengifte. Übrigens wird von den giftigen Bestandteilen des Geistes der Straffheit und Unterordnung noch zu reden sein. Ich fürchte, man verwechselt ihn mit anderen Geistern, die nichts mit ihm zu tun haben, wenn sie sich auch oft in seine Nähe drängen, nämlich den Geistern der Unbildung und Unfreiheit.

Was ist Straffheit? Wie lernt sie der haltungs- und zuchtlose Rekrut? Indem seine ganze Aufmerksamkeit auf die einfachsten

Verrichtungen gelenkt wird, die er bewußt und nach einem System auszuführen, einzuüben hat und auf diese Weise als eine Kunst sich das aneignet, was er bis dahin naturalistisch prinziplos getan hat. Er lernt gehen und stehen, sprechen und schweigen usw., bringt dies alles in feste Formen, die er, ich wiederhole, mit Bewußtheit annimmt und als ein Pensum lernt und memoriert. Nichts darf er tun, wann und wie er möchte, nichts wie es bequem wäre, wie es ein Impuls ihn heißt; die Impulse werden ignoriert und methodisch unterdrückt. Strebungen verschiedener Art, die zu gleicher Zeit sich bemerklich machen und unklare, unsichere, halbe oder gar keine Handlungen erzeugen, werden auf keinen Fall geduldet. Immer nur eins wird getan und das restlos und ganz. Ebenso soll der Willenskranke sein Durcheinander, seine Augenblicksimpulse, sein Zuviel und Zuwenig zügeln, indem er bestimmte einfache Aufgaben sich stellt und sie vollkommen erfüllt. Er soll sich beschränken und durch Beschränkung eine Basis zu gewinnen suchen, die so klein und unscheinbar als möglich sein mag, wenn sie nur fest und unverrückbar ist. Vielleicht muß er eine Zeitlang ganz wenig handeln, ja überhaupt auf das Handeln verzichten, um seinen zu stark angegriffenen Fonds von Kraft wiederherzustellen; er muß den überspannten Bogen abspannen, um ihn neue Elastizität gewinnen zu lassen. Ebenso muß er sich vor einer Überfülle von Eindrücken hüten, nur wenige aufnehmen, aber diese ganz. Es dürfen nur so viele sein, als er verarbeiten kann. Mangel an Tatkraft führt in zahllosen Fällen daher, daß zuviel geistige Nahrung assimiliert werden soll, während die Verdauungskraft doch nur eine beschränkte und bei vielen Willenskranken noch besonders geringe ist. Immer muß darauf geachtet werden, daß man fertig wird und nicht den kleinsten Rest zurückläßt. So wird man die geschwächte oder erstorbene Produktivität allmählich wieder entwickeln, immer vorausgesetzt, daß noch gesundende, nachwachsende Kräfte da sind. Die Hauptsache bleibt durchaus die Regelung und die Stetigkeit. Es dürfen nicht mehrere Dinge auf einmal vorgenommen und halb getan beiseite gelegt werden. Eins muß auf das andere folgen und auf jede kleinste Aufgabe der ganze Wille konzentriert werden. Dies alles ist nur durch Strenge und Härte gegen sich erreichbar, ebenso wie beim Soldaten. Mit Bitten und Entschuldigungen, mit Nachgiebigkeit und Güte wird man niemanden zur Straffheit

erziehen, am wenigsten sich selber. Es darf nirgends ein Schlupfwinkel für den schlaffen Willen bleiben, es darf auch keine Forderung durch Belohnung versüßt, kein Zusammennehmen durch die Aussicht auf desto freieres Sichgehenlassen erkauft werden. Das wären alles nur Mittel, geringe Leistungen auf ein immer geringeres Maß zurückzuschauben. Man hört so oft von der Selbstzucht; aber wenn man einmal mit den Konsequenzen Ernst macht, die dieser Begriff in sich schließt, so schreit alle Welt über Mord und Unterdrückung. Es gibt gewiß viele, die nicht nötig haben, streng gegen sich zu sein, weil ihre Natur von selber alles Verlangte hergibt, aber von denen ist hier nicht die Rede; und ebenso gibt es solche, die durch Strenge nur schwächer und kränker werden, so daß Selbstzucht für sie in der Tat dem Selbstmord gleichkommt, aber von diesen Unheilbaren ist hier auch nicht die Rede.

Eine Vorbedingung der Selbstzucht ist die Selbsterkenntnis, diese alte, schwere, oft unerreichbar genannte Forderung. Wer sich formen und führen will, muß sich kennen, damit er die Richtung nicht verfehlt und sein Streben nicht auf etwas ihm Versagtes lenkt. Erinnern wir uns an das, was früher über den Instinkt gesagt wurde. Wo der grundlegende erhaltende Instinkt nicht normal arbeitet und Richtung und Grad der Lebensäußerungen nicht regelt, übernehmen die Vernunft und einzelne intakt gebliebene Triebe die Leitung, bringen aber den Menschen in der Regel in allerhand Konflikte oder richten ihn auch zugrunde, da sie dieser Aufgabe selten gewachsen und nicht eigentlich für sie geschaffen sind. Ich nannte das instinktive Handeln gesund, das bewußte krank und dilettantisch. Die Aufgabe wäre, den Instinkt wiederherzustellen, zu stärken oder ganz neu zu schaffen. Falls man sich überhaupt an sie heranwagt und etwas so Großes nicht von vornherein als unmöglich ablehnt, wird man sich aber entschließen müssen, zunächst die bewußte Erkenntnis zu entwickeln und auszubilden. Denn sie ist die notwendige Helferin und Vermittlerin, sie allein belehrt über Wesen, Grenzen, Stärken der Natur, sie beantwortet die Fragen, die den Instinktkranken quälen, ihn unentschlossen und untüchtig machen: wer bin ich? wohin strebe ich? wohin darf ich streben? warum stößt mich das Leben zurück und läßt keine Früchte für mich reifen? Die instinktsichere Natur stellt solche Fragen nicht; sie versteht dieselben gar nicht. Denn alle Erkenntnis (prak-

tische wie theoretische) kommt nur dadurch zustande, daß der Mensch Widerstand findet, daß ihm Dinge entgegentreten oder entgegenstehen, auf die er durch Abweisung oder Aufnahme reagiert. So richtet sich die Erkenntnis des natürlichen Menschen lediglich nach außen, niemals auf sich selbst. Er weiß über alles besser und eher Bescheid als über seine eigne Natur, weil sie ihm nicht in den Weg kommt; er entdeckt sie gar nicht. Erst der Instinktkranke wendet seinen Blick auf sich selbst und stellt als erste und wichtigste Aufgabe des Erkennenden die Selbsterkenntnis hin. Mit vollem Recht tut er dies. Man denke etwa an den Verlauf der griechischen Philosophie. Mit Sokrates erst tritt die Psychologie (allgemein verstanden) und ihr oberster Satz: erkenne dich selbst, in den Mittelpunkt. Die Früheren wußten wenig von solchen Betrachtungen und hätten die Philosophie ihrer Nachkommen ebenso uninteressant wie zwecklos gefunden; ebenfalls mit Recht. Denn der Gesunde braucht die Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung nicht, er braucht nur die Erkenntnis der äußeren Objekte, die er sich untertan machen will oder mit denen er sich einzurichten hat. Er tut und will nur, was mit Notwendigkeit aus seiner Natur fließt, d. h. immer das Rechte; er strebt daher nie erfolglos, ist nie unklar über sich selbst und kommt nie in seelische Konflikte. Wo sie sich zeigen, tritt jedesmal auch das psychologische Problem: wer bin ich? auf. Der Wille verliert seine Unmittelbarkeit und leider in den meisten Fällen dadurch seine Kraft. Der Weg sie zu erhalten oder, wenn sie gesunken, wiederherzustellen, führt aber, wie gesagt, unweigerlich durch die höchste und vollkommenste Selbsterkenntnis hindurch. Augenschließen und wildes Draufgehen, unmethodisches Probieren und Herumirren bringt niemanden um die Klippe herum: er zerstört sich oder macht sich wenigstens untüchtig. Also — dahin geht meine Meinung — von der Selbstbeurteilung aus, die durch Erfahrungen und Schlüsse gewonnen wird und natürlich allgemeine Erkenntnis einschließt, muß das Leben geregelt und die Natur organisiert werden. Die Tätigkeiten, die der Instinkt leiten sollte, muß die bewußte Überlegung leiten, muß sie aber durch Übung, d. h. lange fortgesetzte gleichmäßige Ausführung, allmählich zu instinktiven Tätigkeiten machen, entweder so, daß sie geschwächte Instinkte stärkt und belebt (so wie die Atmungstätigkeit des Ertrunkenen wiederbelebt wird), oder so, daß sie neue Instinkte züchtet. Das dauert

lange, falls es überhaupt gelingt, und erfordert unerbittliche Strenge gegen sich. Zunächst wird es ein künstliches Handeln sein und den Menschen so unglücklich und verzweifelt machen, wie den Rekruten die neue Gangart oder den Klavierschüler die unbequeme Fingerhaltung. Aber allmählich werden Sicherheit und Natürlichkeit hineinkommen; sie werden um so größer werden, je entbehrlicher die Mitwirkung der Überlegung wird, je selbstverständlicher das Handeln sich vollzieht, je mehr es unter der Schwelle des Bewußtseins bleibt. — Diese Kur übrigens ist doch wohl nichts anderes als eine Wiederholung der gesamten Kulturentwicklung. Alle höheren (nicht primitiven, nicht tierischen) Instinkte sind den Menschen auf die Weise angezüchtet worden, daß bestimmte Handlungen und Unterlassungen bewußt und methodisch eingeprägt wurden. Jedes Kind lernt auf diesem Wege Sitte, Anstand usw.

Wir kommen zur zweiten Tugend, der Unterordnung. Sie ist noch unbeliebter als die Straffheit, aber deren untrennbare Gefährtin. Zunächst darf man nicht nur an Personen denken, denen sich unterzuordnen ich für heilbringend halte; man kann auch Ideen und Sachen dienen. Und die Personen brauchen nicht fremde zu sein; wer sich selber zu beherrschen imstande ist, hat nicht nötig, den Gehorsam gegen andere zu lernen, wenigstens nicht als Kur für einen entarteten Willen. Um verständlich zu machen, weshalb ich der Unterordnung eine so große Bedeutung zuerkenne, scheint eine kurze prinzipielle Erörterung unentbehrlich. Ich lege derselben aber keinen philosophischen Wert bei; sie soll nur unsere Frage klären helfen.

Es lassen sich zwei Lebensanschauungen unterscheiden, die liberalistische und die absolutistische, um kurze Ausdrücke zu wählen, die hoffentlich nicht mißverstanden werden. Beide sind berechtigt und gehen auf Grundrichtungen der menschlichen Natur zurück. Die erstere hat die sogenannte Freiheit als Zentralbegriff und bezeichnet die Selbständigkeit, Selbstrichtgebung und Selbstgesetzgebung jedes Individuums als höchstes Ziel. Wie weit es erreichbar ist, lasse ich dahingestellt. Die besten Exemplare dieses Typus sind jene tüchtigen, ihren Kreis ausfüllenden Demokraten, die auf ihrer Scholle sitzen, niemandem untertan sind und niemanden sich untertan machen, Wohlwollen und Gefälligkeit zeigen und überall da vortrefflich und nachahmenswert sind, wo keine großen Aufgaben zu erfüllen, keine

weitschauenden Unternehmungen zu beginnen oder zu bedenken sind. Die notwendige Eigenschaft eines solchen autonomen Individuums ist nämlich der kurze Blick und die geringe Kraft. Ihr Wollen und ihr Können ist eng, es erschöpft sich in den nächstliegenden Zwecken. Ihnen fehlt Verständnis und also auch Sympathie für den entgegengesetzten Typus, der seine Selbständigkeit bis zu einem hohen Grade aufgibt und großen, weit über sein Ich und dessen Erfüllung hinausgehenden Aufgaben dient. Der Liberalist verachtet den Begriff Gehorsam und denkt sich unter einem Gehorchen einen Sklaven. Er sieht nicht, daß ein solcher unter Umständen nicht nur für den Gesamthaushalt der Kultur wertvoller sein, sondern auch an sich, als Charakter und Begabung, höher stehen kann als der für sich Bleibende, der großen Dingen mit behaglicher Faulheit und billigem Spott zusieht, falls er nicht mit allen Mitteln, die ein kleinliches Dasein zu lehren pflegt, sich gegen Forderungen und Bestrebungen wehrt, die über seinen Horizont und gegen sein Behagen gehen. Es ist ein kleiner Typus Mensch, manchmal gesund und schätzbar, oft aber auch krank und einer Kur dringend bedürftig. Seine Lebensanschauung wird nicht nur im praktischen, namentlich politischen Leben mitunter gefährlich, sondern bringt auch in der Kunst, Wissenschaft und Philosophie bisweilen Unheil. Die Kleinstaaterei des Geistes, wo jeder sein bißchen Feld mit eignen Mitteln und Künsten beackern und seine kleinen Einkünfte für sich verzehren will, ist kulturfeindlich im höchsten Maße. Der kleine Mann (der große, wenn er gesund ist, wird es nie tun) soll sich nicht zu gut dünken, ein Glied in der Kette, eine Hilfskraft zu sein; er soll sein Königreich von drei Fuß Breite zum Ganzen werfen und sich in Reih und Glied stellen. Das Dienen und das Herrschen, diese beiden vergessenen oder gehaßten Dinge, haben den größten Anteil, das eigentliche Verdienst an allen Resultaten menschlicher Kultur. Beide ergänzen einander notwendig und finden sich, wie ich sie verstehe, stets bei einem und demselben Individuum. Die Unterordnung ist die Eigenschaft dessen, der instinktiv oder durch Überlegung einsieht, daß es Ziele gibt, die er als einzelner nicht erfüllen, sondern nur als Mithandelnder und Mitwirkender fördern kann, und der solchen Zielen sich mit seiner besten Kraft darbietet. Es ist keine Rede davon, daß er seine Individualität einbüßt. Durch seine Einzigkeit wird er wertvoll. Bei Kulturzielen, von

denen wir reden, ist keine Uniformierung zu fürchten, denn es handelt sich darum, verschiedenartige, aber auf einander bezogene und von einander abhängige Glieder eines Kunstwerkes zu schaffen. Die Fähigkeit ist gerade die, sich als Dienender nicht aufzugeben sondern sich auszuleben. Der Willenskranke und auch der Sklave hat diese Fähigkeit nicht. Er verliert alles, Mut, Kraft, Selbstständigkeit, wenn er sich beugen und etwas über sich dulden muß, dem er doch auf keine Weise entgehen, noch es besiegen und beherrschen kann. Er verliert auch seine Würde und begreift nicht, daß sich der empfindlichste Stolz aufs beste damit verträgt, daß man gehorcht, einfach, ohne Widerrede, ohne Kritik (wenigstens praktische, in Ungehorsam sich äußernde), und ohne eine Milderung des Befehls durch Entschuldigung oder Bitte zu verlangen. So gehorcht der Soldat dem Vorgesetzten und ist doch gewiß entfernt von knechtischer Gesinnung. Die Hauptsache dabei ist das Sehen auf die Sache, auf das Ziel, nicht auf sich selbst, sein Belieben und Behagen. Es ist Opferung und doch keine Aufopferung. Denn die Meinung geht nicht dahin, daß Aufgaben ergriffen werden sollen, denen man nicht konform und nicht gewachsen ist, denen man alles geben würde, ohne es zurückzuerhalten. Wer sich unter falsche oder zu hohe Aufgaben stellt, büßt sich ein, und beweist schon damit seine Unfähigkeit zur Autonomie und vermutlich auch seine Unfähigkeit zum Herrschen überhaupt. Diese Tugend ist aufs engste mit der des Dienens verwandt. Der Begriff der Verantwortung ist das Bindeglied zwischen beiden; man kann ihn auch als Begriff der Pflicht bezeichnen. Wer nicht einstehen will und nicht einstehen kann für sich sowohl als Befehlenden wie als Gehorchnenden, dürfte in beiden Tugenden Stümper sein und wird ihre Entartungsformen aufweisen. Dieselben heißen Tyrannie und Sklaverei. Sie ergänzen sich ebenso notwendig und pflegen aus sich jenen merkwürdig unklaren und fast nichtssagenden Begriff zu erzeugen, den man fälschlich Freiheit nennt. Ihn zu analysieren würde hier zu weit führen. Uns interessiert nur dies, daß Freiheit von hemmenden oder schädigenden Gewalten, oder sagen wir besser Unabhängigkeit von ihnen, auf jeden Fall zu erstreben ist, mögen diese Gewalten nun außer uns oder in uns sich befinden; daß trotzdem aber für jeden Menschen Abhängigkeitsverhältnisse bestehen bleiben. Sie sind eine natürliche Notwendigkeit, der er sich weder durch Lässigkeit noch durch Aus-

schweifung, noch sonst auf eine Weise entziehen kann. Vielleicht befinden sich der Herrschende und der Dienende in ihm selber; aber für wie viele gilt denn das? Und unter den Wenigen, für die es gilt, müssen die meisten noch die Kunst sich selber zu dienen dadurch lernen, daß sie anderen dienen; und sie alle sind nur in einer Hinsicht autonom, in anderen treten auch sie als Gehorchende in eine Gemeinschaft und empfangen Direktiven von außen. Der Autonome wird sich strenger regieren als es ein anderer tätte und könnte. Ist er nicht streng, so rückt, ohne daß er es merkt, ein anderer Herr in die Stelle des herrschenden Willens ein, ein Laster vielleicht oder auch etwas von außen Kommandes. Die sogenannten Freien unterscheiden sich nur dadurch von den Dienenden, daß unsichtbare und meist unwürdige Dinge sie beherrschen.

Daß die Künste des Herrschens und Dienens heute in weiten Kreisen verloren gegangen sind, muß jeder zugeben. Ich zweifle nicht, daß die Willenserkrankung aufs engste damit zusammenhängt, und meine, da große Aufgaben unser warten, große Aufgaben in jedem Sinne und nach jeder Richtung hin, so ist die Gesundung des Willens und das Neulernen jener Künste nur ein Problem. Gelingt das eine nicht, so muß man auch auf das andere verzichten. Um die Verwirklichung unserer Zukunftshoffnungen sieht es dann traurig aus. Man höre auf mit dem liberalen Gerede und dem unfruchtbaren Widerstand gegen das soldatische System. Zwei Anschuldigungen sind es, die man immer wieder gegen dasselbe vorbringt. Entweder kämpft man gegen seine entarteten Formen, deren Vorhandensein gerade beweist, daß viele Zeitgenossen es nicht verstehen und Stümper im Befehlen und Gehorchen sind. Man weiß eben nicht, um was es sich handelt. Druck von oben und knechtische Gesinnung von unten, Almosen und Gnade spenden und empfangen, das sind nicht Zeichen, daß der Geist der Unterordnung demoralisierend wirkt, sondern daß man einen unmoralischen Gebrauch von ihm macht. Zweitens wendet man sich gegen üble Nebenwirkungen, die in der Tat bestehen aber nichts gegen die Sache im ganzen beweisen. Jede harte, durchgreifende Maßregel, die ins Große wirken soll, wird im einzelnen Ungerechtigkeiten und andere Übelstände ergeben. Der Schnitter mäht die Blumen mit hinweg, die im Korn und am Wegrand stehen. Außerdem wird nicht immer die Vorsicht beobachtet, die bei Anwendung

der Disziplin auf andere menschliche Verhältnisse, gesellschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische nötig ist. Da entstehen dann Unzuträglichkeiten, die zu beseitigen man sich angelegen sein lassen muß, die aber ebenfalls nicht dem soldatischen Geist als solchen angerechnet werden dürfen. Hierhin gehört unter anderem die Erstarrung, entspringend aus dem Verkennen gewisser künstlerischer Erfordernisse, die für die Kultur von ausschlaggebender Bedeutung sind. Feste Linien nämlich sind zwar gut und nötig, erhalten aber ihren Wert erst dadurch, daß sie in Gegensatz zu gebrochenen treten. Symmetrie verlangt Ungleichartigkeit, Ähnlichkeiten verlangen Kontraste; sonst kommt kein großes Leben zustande. So braucht der soldatische Geist Gegenwirkungen. Es ist aber ein großer Irrtum, wenn kranke Elemente sich berechtigt und berufen glauben, diese Gegenwirkungen zu repräsentieren. Vielmehr sind dazu nur die Gesundesten geeignet, die so viel Festigkeit haben, daß erst ein Nachlassen, eine Neigung zur Gesetzlosigkeit sie stark und schön macht. Das Streben nach Entfesselung, nach Krümmungen und Brechungen (nach dem Barocken, kann man sagen), das die Willenskranken haben, hat nicht den geringsten künstlerischen und Kulturwert. Für sie gibt es keinen anderen Weg, sich gesund und wertvoll zu machen, als ihr Rückgrat zu stärken, ihre entlaufenen Pferde in ihre Gewalt zu bekommen oder, was weniger schwer und mühsam ist, in eine fremde Gewalt zu geben. Man unterscheide ja zwischen solchen, die den soldatischen Geist nicht lieben, weil sie zu viel von ihm in sich haben und um sich sehen, und solchen, die zu wenig von ihm haben und ihn fürchten. Letztere, die uns ja hier allein beschäftigen, haben kein Recht, ihn als entbehrlich, oder schädlich in Verruf zu bringen. Man mache eine Schule durch, ehe man sie schilt. Nicht selten treten übrigens im ersten Jünglingsalter verwandte Neigungen und Krankheitserscheinungen auf. Willensschwäche mit ihren verschiedenen Symptomen und Instinktunsicherheit sind in der Pubertätszeit auch bei sonst Gesunden häufig. Daselbe gilt vom weiblichen Geschlecht. Deshalb ist eine Schule des Gehorsams, des Zurückstehens hinter anderen, der Beschränkung und Festigung für dies Alter besonders nötig. Man pflegt aber das Gegenteil zu tun, den einen in die goldene Freiheit zu schicken, die andere irrezuleiten oder ohne Pflege zu lassen.

Vielleicht wird man besser verstehen, was ich meine, und mir

er Recht geben, wenn ich ein Beispiel anfühere. In der Pädagogik — und wir haben es mit einem pädagogischen Problem größten Stils zu tun — ist das Vorbild die Hauptsache. Goethe, auf den ich auch jetzt wieder kommen muß, hat durch sein Leben den Geist der Straffheit und der Unterordnung besser erklärt und gerechtfertigt, als es eine Deduktion tun könnte. Ich erwähnte, daß seine Natur zum Übermaß, zur Dezentralisation, zur Instinktunsicherheit neigte; man sehe nur die Helden seiner bedeutendsten Dichtungen an (Werther, Weislingen, Egmont, Orest, Tasso, Wilhelm Meister, Eduard). Aber wie nahm er sich in Zucht! Wie entwickelte er aus sich heraus die an sich haltende, kraftvoll gespannte Mannheit! Er suchte und rief noch als Greis nach Charakteren, die der deutschen Literatur nötiger täten als geistvolle und zügellose Romantiker und Antiromantiker. Er sammelte sich von einer uferlosen Jünglingsfreiheit, indem er sich in eine sehr kleine sehr enge Gemeinschaft hineinstellte und sein Leben lang in ihr verharrte. Er betonte durch seine Praxis geflissentlich, daß er als großer Mann nicht Anspruch darauf mache, außerhalb bürgerlicher und menschlicher Pflichten zu stehen. Er wußte beides auf vollkommene Weise zu vereinigen, ich meine vom Gesichtspunkte der „Freiheit“ aus zu vereinigen (leider hat er uns verschwiegen oder nur kurz angedeutet, wie er Napoleons Erstaunen hierüber beantwortet hat), und er wollte als Beamter und Hofmann nichts weiter sein als Beamter und Hofmann. Freilich haben ihm viele dies nicht verziehen. Noch heute hört man von Goethes sogenannter Servilität erzählen. Ich bin aber der Meinung, wer diese „Servilität“ nicht aus Goethes großer stolzer Natur heraus versteht und bewundert, versteht seine Natur überhaupt nicht und wird deren sämtliche Äußerungen mißdeuten. Dafür gibt es denn auch Beispiele genug. Man hilft sich gegenüber den großen Männern, die nicht so sind, wie man sie haben möchte, auf zweierlei Weise. Entweder hält man sich an einzelne „sympathische Züge“ und wünscht die anderen hinweg, oder man fälscht die Persönlichkeit und setzt ein erdichtetes Bild an ihre Stelle. Der wichtigste Anspruch, den man macht, ist die erwähnte Freiheit. Man denkt sich (auch wo man es leugnen möchte!) einen großen Mann als einen Riesen mit gewaltiger Stimme, der vor nichts Respekt hat und allen Formen, künstlerischen wie anderen, ins Gesicht schlägt. Es schwilkt dem Freien das Herz, wenn er hört,

daß jemand etwa einen Fürsten unhöflich behandelt oder Rücksichten gegen andere Dinge vernachlässigt hat, die nicht durch die Faust, sondern etwas Feineres geschützt werden. Darin regt sich der Barbarenhaß gegen die Kultur, gegen Bändigung durch Sitte in irgendeinem Sinne, und der Krankenhaß gegen die Selbstbeherrschung, gegen das freiwillige Verzichtleisten auf universale Revolution. Dergleichen hat man auch in Goethe hineininterpretiert, so unmöglich dies scheint. Denn Goethe war schlechterdings kein Revolutionär, höchstens in dem selteneren Sinne, den das Wort Jesu bezeichnet: ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Auf ähnliche Weise ist Bismarcks Persönlichkeit gefälscht worden. Man hat einen groben Polterer, einen ungeberdigen Kraftmenschen aus ihm gemacht, während er ein feiner Edelmann mit tadellos höfischen Formen war, ein Mann, der seine Natur unbedingt im Zaume hielt (trotz gelegentlicher Ausbrüche) und in seinem ganzen Wesen, in jeder Handlung und Äußerung, die wir von ihm kennen, die Anschauung zur Geltung brachte, daß feste Konvention, daß Straffheit und Unterordnung das Erdreich sei, in dem allein wahre Kraft und Größe gedeihen könne.

Vielleicht ist Bismarcks Persönlichkeit noch geeigneter, unsere Zeit über diesen Punkt aufzuklären, als die Persönlichkeit Goethes. Denn als der letztere lebte und strebte, waren die Formen der Willenserkrankung andere als heute; darum mußte auch die Kur eine etwas andere sein. Der Haupttypus war Werther. Wie fern liegt uns dessen Krankheit! Wer unter uns geht an Melancholie, Selbstpeinigung und süßer Schwärmerei zugrunde? Wir sind realer und viel weniger nach innen gerichtet (weshalb das Streben nach Selbsterkenntnis damals eine Gefahr war, heute eine Hilfe ist); hätten wir heute einen Roman, der Goethes Werther an Treffsicherheit gleich käme, so wäre die Verschiedenheit jedem deutlich. Man kommt ungefähr auf das Rechte, wenn man die gemeinsamen Züge der modernen dichterischen Gestalten zusammennimmt. Wir haben seit Goethe eingesehen (was dieser als einzelner empfand), daß die ethische Grundlage für eine Kultur alles ist. Fehlt sie, so fehlt es auch in der Kunst am Besten. Wir müssen tiefer anfangen, fester gründen, damit etwas wird, das der nächste Windstoß nicht umwirft. Sehen wir uns aber nach einer solchen festigenden, ins Große wirkenden Macht um, so finden wir nur die soldatische Disziplin. Ich

wenigstens sehe außer ihr kein kulturschaffendes Prinzip großen Stils, das heute lebendig und wirkend wäre. Insofern diese Disziplin von Preußen ausgeht und dargestellt wird, ist es eine Kultur-  
macht, mögen auch die Wirkungen auf die Kultur noch nicht  
sichtbar sein, mögen sogar kulturfeindliche Strömungen zeit-  
weilig die Oberhand gewinnen; das sind vorübergehende Er-  
scheinungen. Der preußische Offizier und Unteroffizier sind  
Kulturträger, auch wenn die klugen Leute, die die deutsche  
Kultur zu repräsentieren glauben, widersprechen und lachen.  
Bismarck ist wohl das schönste Erzeugnis des preußischen Geistes.  
Auch er scheint mit der Kultur nichts gemein zu haben, da er  
weder viel Bücher las noch sonst ein besonderes Interesse für  
Kunst und Wissenschaft bekundete. Aber was tut das! Seine  
Persönlichkeit und jede ihrer Äußerungen zeigt Kultur; das  
ist mehr. Vor allem: Bismarck besaß als Handelnder Sicherheit  
und Ganzheit. Er war Herr seiner selbst, im höchsten Sinne  
verstanden. Keineswegs handelte er mit der unbewußten Naivität  
eines Naturkindes. Er war nicht einfach. In ihm wogte eine  
Menge starker widersprechender Triebe und zwischen ihnen  
stand eine hoch entwickelte gefährliche Art von Intelligenz;  
Bismarck war seines Zeichens Diplomat, also ein Mann, der  
Fallen stellt und meidet, Worte wägt und dreht. Aber stärker  
als dies alles war sein Wille, der imstande war, eine solche Natur  
zu vereinfachen und zu großen Entschlüsse zu sammeln.  
Der Wille machte sich den ganzen Menschen dienstbar, brachte  
ihn in eine Richtung und gewann dadurch die unwiderstehliche  
Gewalt, die wir bewundern. Immer waren es beschränkte Auf-  
gaben, die er so angriff und durchführte, niemals solche, die  
über sein Vermögen hinausgingen. Er war kein Mensch der  
großen Entwürfe, dachte nie daran alle Werte umzuwerten oder  
Europa zu einigen, sondern hielt sich an reale Aufgaben, die er  
vollkommen beherrschte. So füllte er den Kreis seines Könnens  
ganz aus und wird dadurch groß. Der rechnende Kritiker, der  
den Umfang klein findet, ist hier so wenig maßgebend wie vor  
manchen Kunstwerken, deren Größe unbeträchtlich, aber deren  
Verhältnisse vollkommen sind. Das Auge des Betrachters sieht  
sie groß und hat recht damit.

Wie sehr Bismarck über sich selber stand, zeigt die Mäßigung,  
die er überall zu bewahren wußte. Die Berauschtung an Taten,  
jene alte Germanenlust, war ihm fremd. Sofort, wenn die Tat

da war, trat der kühle Staatsmann wieder hervor, urteilte und wog ab, schnitt weg und rückte zurecht, mit einer Nüchternheit, als ob es um fremde Taten sich handle und nicht um solche, die aus mächtigem Ringen seiner Natur geboren waren. Er war Herr seiner Taten, Herr seiner selbst und verstand eben darum auch die Künste des Befehlens und Gehorchens. Das ist der zweite Punkt. Bismarck diente einem Herrn, den er in allem übersah, und fühlte sich dadurch nicht im mindesten erniedrigt. Er fügte sich in die Rolle des Untergebenen, er trat als Glied in einen komplizierten Mechanismus, der zahlreichen Einflüssen ausgesetzt war, und arbeitete mit der redlichen Beharrlichkeit eines preußischen Beamten. Wie drückend ihm diese Last mitunter wurde, welche Kämpfe sein Wille auch hier zu bestehen hatte, dafür sind Beweise genug bekannt. Aber immer war der Soldat in ihm stärker als der freie Mann, der faul zur Seite stehen und dem Getriebe aus sicherer Ferne zuschauen will. Und erst recht nicht gewann der Tyrann in ihm die Oberhand, der Ordnungen umstürzen und seine Willkür zum Herren machen will. Bismarck war durch Natur und Selbsterziehung Herrscher und hat mit dieser Eigenschaft, wie sich denken läßt, am meisten Anstoß erregt. Wahrhaft kläglich ist die Komödie, die er sein Leben lang mit all den Elementen zu spielen hatte, die nicht fühlten, was ihm und was ihnen gebührte. Leute, die entweder unbekülligt bleiben oder mitregieren oder beraten, d. h. aus Taten ein Hin- und Herzerren von Phrasen machen wollen, fand er auf jedem seiner Wege. Sie haßten ihn und mußten ihn als ihren natürlichen Feind hassen; sie betrügen sich über ihn oder über sich selbst, wenn sie es nicht tun. Bismarck hat sich gemüht und gequält, wenigstens verständlich zu machen, um was es sich hier handle; aber gelungen ist es ihm nicht. Die Wogen des Dilettantismus schlügen wieder zusammen, nachdem er sich einen Weg durch sie gebahnt hatte.

Bismarck ist ein Mann großen Stils. Daß Nietzsche dies nicht sah, ist schade. Ihm lagen die in diesem Aufsatz besprochenen Dinge sehr am Herzen; man kann fast alles, was ich vorgebracht habe, bei ihm angedeutet finden. Aber es hat vielleicht seine guten Gründe, daß er hier blind war und blind sein wollte. Diese lebendige Erfüllung seines Strebens und vernichtende Kritik seines Erreichens zu erkennen, war wohl eine Lebensfrage für ihn. Mir liegt es fern, Nietzsche und andere große Entwerfende

heutiger und früherer Zeit herabsetzen zu wollen. Entwürfe, auch wenn sie Entwürfe bleiben, können ungeheuer fruchtbar werden, und die Persönlichkeiten selber können durch ihre Schwächen ebenso lehrreich werden wie durch ihre Stärken. Aber sie sind keine Vorbilder für ein willenskrankes Zeitalter. Die Willenskranken suchen sich aus ihnen nur das Schädliche heraus, denken nicht an die Hingabe solcher Männer, die sich ganz einsetzen, nicht an andere große Tugenden, sondern an das, was bei jenen krank ist, wie bei ihnen. Deshalb muß man sie an Bismarck verweisen als den einzigen, der unter den Halben, den Mißlungenen, den Unterliegenden unserer Epoche als ein Heiler und ein Sieger dasteht. Wir wollen ihn der Entartung als Schild entgegenhalten.

